



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

„Problemlagen und Problemprofile einer
Entwicklungsprozesse unterstützenden Begleitung“

Verstehensprozesse im Kontext deskriptiver Problemheuristiken
(am Beispiel eines therapeutischen Gefährten)

Verfasser

Michael Klenovsky

Angestrebter akademischer Grad

Magister der Bildungswissenschaft (Mag. Phil.)

Wien, im April 2009

Studienkennzahl: A297

Studienrichtung lt. Studienblatt: Pädagogik

Betreuerin: Dr. Helga Schaukal – Kappus

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre, dass ich die vorliegende Diplomarbeit selbst verfasst und dazu keine anderen als die angeführten Behelfe verwendet habe. Außerdem habe ich die Reinschrift einer Korrektur unterzogen und ein Belegexemplar verwahrt.

Wien, April 2009

(Michael Klenovsky)

Kurzzusammenfassung

Es kann davon ausgegangen werden, dass im Rahmen einer Entwicklungsprozesse unterstützenden Begleitung immer wieder vergleichbare Problemlagen auftauchen. Fasst man diese Problemlagen zu sogenannten Problemprofilen zusammen, können auf diese Art und Weise Erkenntnisse über Entwicklungsbegleitung gewonnen werden, die Verstehensprozesse im Kontext des zu untersuchenden Einzelfalls fördern werden, beziehungsweise lassen sich durch dieses Vorgehen die individuellen Bedingungen für die Entwicklung des beschriebenen Jugendlichen explorieren.

In der Erschließung der Protokolle und ihrer Rückbindung an die Praxis des therapeutischen Gefährten, wurde eine deskriptive, analytische und problemheuristische Vorgehensweise verfolgt, das heißt, dass die drei ausgewählten Theoriegebiete (Übergangsobjekte, der Gegenwartsmoment, Containment und Mentalisierung) jeweils als Ausgangspunkte und Referenz zur Exploration herangezogen wurden. Daraus ließen sich schließlich drei Problemprofile generieren, die es erlaubten, den Einzelfall themengeleitet zu erschließen.

Durch diese Vorgehensweise wurde einerseits versucht Theorie und Einzelfallpraxis miteinander zu verknüpfen. Andererseits konnte veranschaulicht werden, dass nach Ablauf der zwei jährigen therapeutischen Begleitung die Selbstkonzeption des Jugendlichen modifiziert wurde, die Identitätsbildung signifikant gefördert werden konnte und eine äußerst stabile Beziehung zwischen dem Jugendlichen und seinem therapeutischen Gefährten entstanden ist, was sich generell sehr positiv auf die Beziehungs- und Bindungserfahrungen des Jungen ausgewirkt hat. Darüber hinaus konnten im Rahmen der pädagogischen Entwicklungsbegleitung belastende Vergangenheitserlebnisse so umgestaltet werden, dass sie weniger leidvoll erlebt werden mussten. Es wurde möglich, die Reflexionsfähigkeit des Jugendlichen deutlich zu erhöhen und nicht zuletzt konnten auch in der Entwicklung weiterführende Mentalisierungsprozesse gefördert werden.

Inhaltsverzeichnis

Eidesstattliche Erklärung	2
Kurzzusammenfassung	3
Inhaltsverzeichnis	4
1. Einleitung und Einführung in das Thema	8
1.1. Persönlicher Zugang	8
1.2. Platzierung des Themas im allgemeinen Kontext der Pädagogik	9
1.3. Relevanz des Themas	10
1.4. Hypothesen geleitete Forschungsfragen	11
1.5. Vorgangsweise und Methode	13
2. Überblick über unterschiedliche theoretische Ansätze	15
2.1. Übergangsräume und Übergangsobjekte	15
2.2. Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in der Arbeit der therapeutischen Begleitung	16
2.3. Containment und Mentalisierung	16
3. Übergangsobjekte und Übergangsphänomene	18
3.1. Einführung	18
3.2. Übergangsobjekte bei Winnicott	19
3.2.1. Nutzung und Aufbau von Übergangsobjekten	21
3.3. Exkurs: Das kindliche Spiel.....	25
3.4. Exkurs: Der Fetischismus und das Übergangsobjekt.....	26
3.5. Gebrauchsweisen persönlicher Objekte	27
3.6. Kann der therapeutische Gefährte als Übergangsobjekt gesehen werden?	31

3.7.	Themengeleitete Analyse der Protokolle: Problemlagen im Fokus zum Thema „Übergangsobjekten und Übergangsräumen“	32
3.7.1.	Die Problemlage „das Rauchen“	33
3.7.2.	Die Problemlage „das Spiel“	35
3.7.3.	Die Problemlage „das Essen“	38
3.7.4.	Die Problemlage „der kreative Umgang mit Problemsituationen“	41
3.8.	Zusammenfassung und Analyse zum Problemprofil bezüglich „Übergangsobjekte und Übergangsräume“	45
3.8.1.	Der therapeutische Gefährte als Übergangsobjekt	48
4.	Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in der Arbeit der therapeutischen Begleitung	49
4.1.	Einführung	49
4.2.	Wie kann man das „Jetzt“ fassen?	50
4.3.	Was ist ein Gegenwartsmoment?	51
4.3.1.	Charakteristische Eigenschaften des Gegenwartsmoments	52
4.3.2.	Der Gegenwartsmoment und die Narration - seine Organisation	56
4.4.	Intersubjektivität und der Gegenwartsmoment	58
4.4.1.	Die intersubjektive Matrix	58
4.4.2.	Intersubjektivität als basales, primäres Motivationssystem	60
4.4.2.1.	Exkurs: Vermittlung eines Überlebensvorteils	61
4.4.2.2.	Exkurs: Intersubjektivität als Motiv mit Vordringlichkeitswert	62
4.4.2.3.	Exkurs: Intersubjektivität ist angeboren und universal	63
4.4.3.	Implizites Wissen	64
4.4.3.1.	Das intersubjektive Bewusstsein	67
4.5.	Themengeleitete Analyse der Protokolle: Problemlagen im Fokus zum Thema „Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in der Arbeit der therapeutischen Begleitung“	69
4.5.1.	Die Problemlage „der Prozess des Vorangehens“	70

4.5.2.	Die Problemlage „Das Ineinandergreifen von Implizitem und Explizitem“	79
4.5.3.	Die Problemlage „Vergangenheit und der Gegenwartsmoment“	84
4.6.	Zusammenfassung und Analyse zum Problemprofil bezüglich „Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in der Arbeit der therapeutischen Begleitung“	90
4.6.1.	Zusammenfassung	90
4.6.2.	Analyse zum Problemprofil	92
5.	Containment und Mentalisierung	94
5.1.	Einführung	94
5.2.	Containment bei Bion.....	96
5.3.	Fonagys Mentalisierungsmodell.....	99
5.3.1.	Mentalisierte Affektivität	100
5.3.2.	Affektspiegelung	101
5.3.3.	Die Markierungshypothese	103
5.3.4.	Das Erleben der psychischen Realität im „Als –ob“ – Modus	105
5.3.5.	Entwicklungsfunktionen der Affektspiegelung.....	105
5.4.	Die Weiterentwicklung des Containment Begriffs bei Fonagy.....	107
5.5.	Themengeleitete Analyse der Protokolle: Problemlagen im Fokus zum Thema „Containment und Mentalisierung“	109
5.5.1.	Die Problemlage „die Rolle des therapeutischen Gefährten bei der Entwicklung der Mentalisierungsfähigkeit“	110
5.5.2.	Die Problemlage „klassisches Containment“	113
5.5.3.	Die Problemlage „Mentalisierte Affektivität“	116
5.5.4.	Die Problemlage „Markierung“	120
5.6.	Zusammenfassung und Analyse zum Problemprofil bezüglich „Containment und Mentalisierung“	122
5.6.1.	Zusammenfassung	123

5.6.2.	Analyse zum Problemprofil	124
6.	Conclusio	126
6.1.	Gibt es signifikante Problemprofile?.....	127
6.1.1.	Problemprofil: „Übergangsobjekte und Übergangsräume“	127
6.1.2.	Problemprofil: „Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in der Arbeit der therapeutischen Begleitung“	129
6.1.3.	Problemprofil: „Containment und Mentalisierung“	131
6.2.	Welche Konsequenzen können aus den gewonnenen Erkenntnissen gezogen werden?.....	132
6.2.1.	Konsequenzen zum Thema „Übergangsobjekte und Übergangsräume“	132
6.2.2.	Konsequenzen zum Thema „Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in der Arbeit der therapeutischen Begleitung“	133
6.2.3.	Konsequenzen zum Thema: „Containment und Mentalisierung“	134
6.3.	Können anhand der entstandenen Problemprofile bestimmte Entwicklungsfortschritte erkannt werden?.....	135
7.	Literaturverzeichnis.....	138
	Lebenslauf	140

1. Einleitung und Einführung in das Thema

1.1. Persönlicher Zugang

In dem Zeitraum von Dezember 2005 bis Jänner 2008 absolvierte ich mein wissenschaftliches Praktikum im Rahmen eines Kooperationsprojekts zwischen der Forschungseinheit der „Psychoanalytischen Pädagogik“, der Arbeitsgruppe „Sonder- und Heilpädagogik“ des Institutes für Bildungswissenschaft der Universität Wien und der Erziehungshilfe Wien (Child Guidance Clinic). Das Projekt mit der Bezeichnung „Therapeutischer Begleiter/Gefährte“, ist aus zweierlei Gründen von besonderem Interesse: Von Seiten der Child Guidance existiert der Bedarf an Entwicklungsbegleitung und Entwicklungsförderung von bestimmten Kindern/Jugendlichen außerhalb des therapeutischen Settings. Auf universitärer Ebene besteht die Möglichkeit reflexiver Verknüpfung von selbst erlebter Praxiserfahrung und Theorie.

Geschichtliche und inhaltliche Parallelen dieses Wiener Projektes können in New York gefunden werden. Am dortigen City University Child Center, welches ein therapeutisches Behandlungszentrum war und zwischen 1976 und 1995 bestand, wurde das Konzept des „Therapeutischen Gefährten“ von Anni Bergmann und Mitarbeiter/innen entwickelt (Vgl. Bergmann 2001, 55). Auf dieses nimmt das Wiener Projekt des „Therapeutischen Begleiters“, in adaptierter und modifizierter Form, Bezug.

Kinder, die aus schwierigen Lebensverhältnissen kommen, sollen Verlässlichkeit, Stabilität, Wertschätzung und „echtes“ Interesse in der Interaktion mit den ProjektteilnehmerInnen erfahren (Vgl. Schaukal-Kappus 2004, 52). Darüber hinaus besteht die Möglichkeit, dass durch das Zusammensein mit einer beziehungsstiftenden und verlässlichen Bezugsperson Mentalisierungsprozesse gefördert werden können, und Ich-Strukturen differenziert werden. (Vgl. Schaukal-Kappus 2004, 54)

1.2. Platzierung des Themas im allgemeinen Kontext der Pädagogik

In dieser Diplomarbeit soll die Interaktion zwischen einem Jugendlichen, er soll hier Felix genannt werden, und seinem therapeutischen Gefährten untersucht werden. Um diesen Prozess zu explorieren wird es notwendig sein, Theorien aus verschiedenen Disziplinen heranzuziehen und in den Diskurs zu nehmen.

Besonders sollen aber die Erziehungswissenschaften als auch die Psychoanalyse dazu beitragen, Klarheit und Erkenntnis zu generieren, denn für die Erhellung des Zusammenspiels von gesellschaftlichen Bedingungen und individueller Entwicklung bietet sich der interdisziplinäre Dialog zwischen Erziehungswissenschaften und Psychoanalyse an, weil beide Disziplinen unmittelbar von den Veränderungsprozessen betroffen sind. Ohne eine kritische Reflexion des gesellschaftlichen Wandels können Kinder und Jugendliche in ihrer psychischen und psychosozialen Entwicklung, so Garlichs und Leuzinger-Bohleber in einem vergleichbaren Projekt, nicht umfassend verstanden werden. Das gilt für unauffällige Kinder ebenso wie für Kinder mit Entwicklungsproblemen. (Vgl. Garlichs, Leuzinger-Bohleber 1999, S. 7)

Einer der Ersten, der Entwicklungsprozesse unterstützende Begleitung als eine pädagogisch-tiefenpsychologische Interaktion betrachtet hat, war August Aichhorn. In seinem Buch „Verwahrloste Jugend“ werden thesenbildend, deskriptiv unterschiedliche „therapeutische“ beziehungsweise „heilpädagogische“ Interaktionen mit Jugendlichen dargestellt und in ihrer Bedeutung detailliert besprochen. Zum Beispiel am Fall „Hans“ kann nachgelesen werden, wie pädagogisch-tiefenpsychologische Prozesse aufgefasst werden können und wie eine unterstützende Begleitung ganz praktisch realisiert sein könnte. (Vgl. Aichhorn 2005, S. 80 f.)

Die Beziehung zwischen wissenschaftlicher Pädagogik und Psychoanalyse hat sich im letzten Jahrhundert auf sehr interessante Weise weiter entwickelt. Rudolf Ekstein sah in der Anfang der 1970er Jahre einsetzenden Phase eines gemeinsamen Interesses und beginnenden Dialogs eine Synthese, „in der Erziehung und Psychoanalyse nicht getrennte Anwendungsgebiete darstellen“, sondern in der die Psychoanalyse als eine Grundwissenschaft beziehungsweise Basis der Entwicklung psychischer Organisation und Funktion der Persönlichkeit gesehen wird. Dadurch werden Fragestellungen möglich, bei denen psychoanalytische Einsichten und

Theorien auch pädagogisch relevante Perspektiven und Vorstellungen mit einbringen und dadurch zu pädagogischen Problemstellungen beitragen können. (Vgl. Ekstein 1970, S. 42)

Das konkrete Handeln im pädagogischen Feld wirft zahlreiche Fragen auf, argumentieren Garlichs und Leuzinger-Bohleber mit Blick auf ihr Projekt, beziehungsweise ihre Problemstellung, „die mit erziehungswissenschaftlichen Forschungsmethoden und Theoriekonzeptionen allein nicht zureichend beantwortet werden können [...]. Hier können psychoanalytische Theoriekonzepte und Forschungsmethoden eine wesentliche Hilfe sein, weil sie Individuen vor dem Hintergrund der je eigenen, teilweise unbewußt gewordenen Biographie und im Schnittpunkt ihrer aktuellen Lebenssituation und der gesellschaftlichen Verhältnisse zu verstehen bemüht sind.“ (Garlichs, Leuzinger-Bohleber 1999, S. 7)

In diesem Sinne, also aus psychoanalytisch-pädagogischer Sicht, ist es in einem Prozess, der sich um Einsicht, Erkenntnis und Aufklärung von Entwicklungsbedingungen und pädagogisch-therapeutischen Umwelten/Interaktionen bemüht, unverzichtbar, beziehungsweise wünschenswert, die individuellen Problemlagen in der Entwicklung eines betreuten Jugendlichen theoriebezogen darzustellen, zu diskutieren und zu reflektieren. Es wird notwendig sein den Versuch zu machen, die Entwicklung von Dynamiken psychischer Organisation des betreuten Kindes nachzuzeichnen und die unterschiedlichen Parameter und Motivlagen seiner Psychodynamik verstehen zu lernen.

1.3. Relevanz des Themas

Die Arbeit des „therapeutischen Gefährten“ kann als eine Form von „Entwicklungsassistenz“ beziehungsweise als eine Entwicklungsunterstützung angesehen werden, die in ihrer Art einzigartig ist und somit gründlich erforscht werden sollte. So gesehen stellt sich die Frage nach den Bedingungen von Entwicklung in spezieller Weise: Was muss bei einer Entwicklungsbegleitung durch einen „therapeutischen Gefährten“ als wesentlich erachtet werden?

Zu konkret diesem Thema gibt es noch sehr wenig Forschung. Individuelle Problemlagen in der Entwicklung, speziell von betreuten Jugendlichen, stellen eine besondere methodische Herausforderung dar. Eine mögliche Form kann in der

Variante einer Einzelfallanalyse durchgeführt werden, zu der es natürlich, in dieser expliziten Form in der wissenschaftlichen Literatur wenig Forschung gibt, sieht man von der fallbasierten Literatur zur Psychotherapie ab.

In dieser Arbeit liegt der Versuch vor, mit Hilfe aus Protokollen gewonnenen Material, eine Einzelfallanalyse durchzuführen, die den Entwicklungsverlauf von Interaktionen, die über zwei Jahre hindurch, mit einem bestimmten Kind stattgefunden haben, darzustellen, mit dem Ziel Entwicklungsdynamiken und Problemprofile zu erarbeiten und dadurch näher an Theoriebildung heranzuführen. Methodisch verfolgt dieses Vorgehen eine heuristische Absicht.

Eine vollkommen andere Forschungslücke tut sich auf, wenn die vorhandene Literatur der Entwicklungspsychologie durchforstet wird. Es zeigt sich, dass Entwicklungsvorgänge meist in linearer, kontinuierlich fortschreitender Form dargestellt werden, d.h. es wird die Entwicklung des Neugeborenen bis zum adoleszenten Jugendlichen skizziert, wobei, zumindest in der Tradition der psychoanalytischen Entwicklungstheorie, die ersten Lebensjahre sehr ausführlich beachtet werden. Was dadurch unzureichend Beachtung findet sind entwicklungsspezifische Erfahrungsmodi, die zu einem späteren Zeitpunkt wirksam werden, wie beispielsweise ein entwicklungsabhängiger Objektgebrauch, Mentalisierung und ähnliche Prozesse. Daraus ableitend stellt sich die Frage, ob einzelne Entwicklungsaufgaben den Menschen nicht überhaupt ubiquitär und den ganzen Lebenszyklus hindurch beschäftigen?

1.4. Hypothesen geleitete Forschungsfragen

Daraus ergibt sich ein Bündel an Fragestellungen, die sich als „Verstehensprozesse im Kontext deskriptiver Problemheuristiken“ zusammenfassen lassen, wie es im Arbeitstitel formuliert wurde. Damit verbindet sich die Arbeitshypothese, dass eine Analyse von Entwicklungsprozessen und Interaktionen und ihre Darstellung in Form heuristischer Problemprofile erfolgen kann und Einblicke in Entwicklungsprozesse unterstützende Begleitung und entwicklungsabhängige Selbstkonzeptionen gibt.

Was in dieser Analyse deutlich werden kann und selbst eine Fragestellung einnimmt, ist der adoleszente Gebrauch (der Jugendliche war während der Begleitung zwischen 13 und 15 Jahren alt) von Übergangsobjekten und Räumen, in Beziehung

zum eigenen Selbstverständnis und zum therapeutischen Gefährten, um beispielhaft nur einen Aspekt herauszustreichen.

Schlussendlich generiert die Analyse Verstehensprozesse in Bezug auf den Einzelfall dem betreuten Jugendlichen selbst, und in weiterer Folge Möglichkeiten der Einsicht und des Verstehens und führt auch zu Problemlösungsprozessen, die der Individualsituation des Kindes und der Arbeit des therapeutischen Gefährten nahe kommen.

Die Arbeitshypothese, die Gegenstand der Untersuchung werden soll, lässt sich folgendermaßen beschreiben:

Es kann davon ausgegangen werden, dass im Verlauf einer Entwicklungsbegleitung vergleichbare Problemlagen immer wieder auftauchen, wenn auch in veränderter Art und Weise. Diese ähnlichen Problemlagen könnten sich nun zu Problemprofilen zusammenfassen lassen, die Aufschluss darüber geben können, wie sich im Laufe der therapeutischen Begleitung diese Problemlagen verändert und modifiziert haben. Durch das Zusammentragen und die Verknüpfung unterschiedlicher Problemprofile, die in unterschiedlichen Themenfeldern verortet wurden, könnten wertvolle Erkenntnisse über Entwicklungsbegleitung und Psychodynamik gewonnen werden. Ziel soll es sein, durch die Verknüpfung der einzelnen Problemlagen, Problemprofile zu erstellen, die unterstützende Erkenntnisse liefern können, um für den jeweils angesprochenen Einzelfall die individuellen Bedingungen von Entwicklung zu explorieren. Das ist der Beitrag zur Praxis.

Implizit lassen sich Fragen wie folgende formulieren:

Welche Problemlagen lassen sich im Verlauf einer „therapeutischen Begleitung“ in Bezug zu den jeweiligen Themenfeldern erkennen?

Wiederholen sich diese beobachteten Problemlagen im Laufe des Settings auf irgendeine erdenkliche Art und Weise?

Wenn ja: Lassen sich Verbindungen zwischen den verschiedenen Problemlagen in den jeweiligen Themenfeldern herstellen?

Wenn ja: Lassen sich diese beobachteten Problemlagen ähnlichen Ursprungs zu Problemprofilen zusammenfassen?

Aus diesen Zugangsfragen können sich folgende Leitfragen herleiten lassen:

Gibt es in der Entwicklungsprozesse unterstützenden Begleitung des Jugendlichen signifikante Problemprofile?

Wenn ja: Wie schauen diese Problemprofile möglicherweise aus und welche Konsequenzen kann man aus den gewonnenen Einsichten ziehen?

Beziehungsweise: Kann man anhand der entstandenen Problemprofile eine bestimmte Entwicklungsdynamik erkennen, die im Theoriekontext der Arbeit Bedeutung hat?

1.5. Vorgangsweise und Methode

Die Forschungsmethode soll deskriptiv, analytisch und problemheuristisch angelegt werden. Als Heuristik bezeichnet man allgemein wiederholbare Vorgehensweisen in Lern-, Erkenntnis-, und Problemlösungsprozessen und bedeutet soviel wie Findkunst oder Suchmethode. Heuristik ist die methodische Kunst der Wahrheitsfindung: Regeln, Hypothesen, versuchsweise Annahmen, die nur vorläufig, im Hinblick auf das zu Findende aufgestellt, nicht als tatsächlich und endgültig betrachtet werden. Zu den heuristischen Verfahren gehören Regeln, Vermutungen, Arbeitshypothesen, Analogien oder Gedankenexperimente, die der Auffindung neuer Erkenntnisse dienen, ohne deren Wahrheit mit letzter Bestimmtheit begründen zu können. (Vgl. Fremdwörterbuch 1959, S. 236).

Die verschiedenen Fragestellungen verlangen, dass schrittweise vorgegangen, gesucht wird. Bevor die Protokolle untersucht werden sollen, müssen jeweilige Themenfelder festgelegt werden, da die Interpretation und Analyse von Falldarstellungen stets theoriegeleitet ist.

Das bedeutet, dass eine themengeleitete Analyse der Protokollausschnitte vollzogen wird, damit ähnliche Problemlagen entdeckt werden können. Um es an einem Beispiel zu illustrieren: Ein Thema werden Winnicotts Übergangsräume sein. Von dieser psychoanalytischen Theorie ausgehend werden nun in den Protokollen Szenen oder Dialoge gesucht, wo Problemlagen beschrieben werden, in denen eben Übergangsräume oder Übergangsobjekte vorkommen und fassbar werden. Nach der Durchsicht der Protokolle wird ersichtlich, dass zum Beispiel in der 4., der 8., der 24., der 48. und der 56. Sitzung Szenen erlebt wurden, die diesem Thema zuzuordnen sind. Nach der Themen geleitenden Analyse der fünf erwähnten Protokolle sollen

nun durch Vergleich der einzelnen Protokolle Ähnlichkeiten, Unterschiede und Modifikationen herausgearbeitet werden, um in einem letzten Schritt den Versuch zu starten, die einzelnen unterschiedlichen Szenen oder Dialoge zu einem Problemprofil zusammenzufassen. Diese Problemprofile können nun verschiedene, natürlich auch sehr widersprüchliche Ergebnisse mit sich bringen. Wichtig ist, dass gesicherte Ergebnisse exploriert werden, die den Entwicklungsstand und das vorhandene Entwicklungspotential des Jugendlichen widerspiegeln können und den Beitrag der Interaktionsprozesse in Relation dazu setzen.

Diese Vorgehensweise wiederholt sich mit jedem Kapitelthema, das diskutiert und exploriert werden soll.

Schließlich erhält man am Ende der Explorationsphase drei beschriebene Problemprofile zu dem beschriebenen Einzelfall. Diese sollen dann abschließend wieder miteinander verglichen und analysiert werden, um die Leitfrage „Wie schauen diese Problemprofile aus und welche Konsequenzen kann man aus den gewonnenen Erkenntnissen ziehen?“ zu beantworten.

In diesem Sinne werden themengeleitete, deskriptive Analysen der Protokolle durchgeführt, um die Problemprofile einer Entwicklungsprozesse unterstützenden Begleitung zu verorten, diese zu identifizieren, zu explorieren und verstehen zu können.

Darüber hinaus sind Problemheuristiken „wiederholbare Vorgehensweisen“ (Fremdwörterbuch 1959, S. 236), die dazu einladen könnten, vergleichende Studien zu erstellen.

2. Überblick über unterschiedliche theoretische Ansätze

Nach Beendigung der zwei jährigen therapeutischen Begleitung und nach gewissenhafter Durchsicht der Protokolle haben sich drei Themenfelder angeboten, in denen immer wiederkehrende Problemlagen identifiziert werden konnten und die auch Theorieansätzen zuzuordnen waren.

2.1. Übergangsräume und Übergangsobjekte

D.W. Winnicott leistete besonders konstruktive Beiträge zur entwicklungsbezogenen Beschreibung der Ursprünge des Selbst in der Mutter-Kind Beziehung. Er nahm an, dass das Kind aus einer Einheit von Säugling und Mutter hervorgeht. Das Konzept einer solchen Einheit, die notwendig ist, um eine gesunde Entwicklung zu fördern, erfüllt seiner Meinung nach drei Funktionen, nämlich „Halten und Integration, Personalisierung sowie die Aufnahme von Objektbeziehungen“. (Fonagy 2006, S. 195) Im Jahre 1953 führte Winnicott das Konzept der Übergangsphänomene ein. Laut dieser Konzeption werden physische Objekte, wie zum Beispiel eine Decke, dazu benutzt, nicht nur ein inneres Bild der real abwesenden Mutter zu generieren, sondern werden mit dieser auch assoziiert. (Vgl. Fonagy 2006, S. 195)

Besonders im Entwicklungsraum der Frühadoleszenz gewinnen Übergangsobjekte wieder an Bedeutung. Ihre Qualitäten sind zu diesem Zeitpunkt jedoch andere als in der frühen Kindheit. „Es kommt nicht zu einer exklusiven Bevorzugung eines Objekts, vielmehr wird eine Reihe von Objekten in wechselnder Reihenfolge besetzt. Dazu zählt ein bestimmtes Kleidungsstück, das nach einer Weile durch ein anderes ersetzt wird, oder eine bestimmte Musik, die der Frühadoleszente einige Wochen lang täglich hört und ohne die er nicht leben möchte (Niedecken, 1991). Die Funktionen sind jeweils ähnlich: Die Übergangsobjekte oder –phänomene dienen als „Auch-Objekte“ (Bernfeld, 1924), konturieren die innere und äußere Welt, modulieren die Aggressivität des Jugendlichen und helfen bei der Trennung von bedeutenden anderen Objekten.“ (Seiffge-Krenke 2007, S. 274 f.) Das macht deutlich, dass es nicht nur legitim ist, von einem erwachsenen/adoleszenten Objektgebrauch zu sprechen, sondern dass an ihm der Altersunterschied manifest werden kann und dass er auch mit zukünftigen Entwicklungen in Beziehung zu bringen ist.

2.2. Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in der Arbeit der therapeutischen Begleitung

Ein anderer, aktueller Forschungsansatz, der einen als bedeutend zu gewichtenden Beitrag zu Veränderungsprozessen liefert, stammt von Daniel N. Stern (2005). In seinem Buch „Der Gegenwartsmoment“ erläutert er die Unberechenbarkeit und „Ungenauigkeit des therapeutischen Prozesses“ und untersucht, wie Vergangenheit und Gegenwart in einer therapeutischen Situation „aufeinanderprallen“ und im „Moment ihrer Kollision“ Möglichkeiten zu Veränderung und Weiterentwicklung eröffnen können. Auch im Prozess des therapeutischen Begleitens finden solche Kollisionen statt, die mit Hilfe von Sterns Thesen und anhand der Protokolle untersucht werden können, um auf diese Weise mögliche neue Aufschlüsse über diverse Problem gebundene Prozesse zu generieren. Von großem Interesse wird es daher sein, die Kontextualisierung des Gegenwartsmoments im Rahmen einer „therapeutischen Begleitung“ protokolliert zu untersuchen. Was wirkt bei einem Gegenwartsmoment, beziehungsweise wie macht sich so ein unberechenbares Ereignis bemerkbar und daraus folgend wird die intersubjektive Beziehung zwischen dem Jugendlichen und dem therapeutischen Gefährten in diesen speziellen „Gegenwartsmomenten“ ganz genau zu betrachten sein. Die Auswahl der zu untersuchenden Gegenwartsmomente, während der therapeutischen Begleitung, soll in Anlehnung an Daniel Sterns „Klinische Perspektiven des Gegenwartsmoments“ (Stern 2005, S. 144 ff.) getroffen werden und somit den „Prozess des Vorangehens“ (Stern 2005, S. 144 ff.), „Das Ineinandergreifen von Implizitem und Explizitem“ (Stern 2005, S. 193 ff.) und schließlich „die Vergangenheit und der Gegenwartsmoment“ (Stern 2005, S. 201 ff.) im Fokus haben, damit potentielle Veränderungen bestmöglich nachvollzogen und nachgezeichnet werden können.

2.3. Containment und Mentalisierung

Einen anderen Zugang gibt die Forschung zum Thema „des Containments“. Sie enthält sehr interessante Anhaltspunkte, wie im Rahmen einer therapeutischen Begleitung die affektiven Zustände des Kindes verstanden werden können, beziehungsweise wie man mit diesen Gemütszuständen umgehen könnte. In einem

Wörterbuch der Psychotherapie lässt sich folgende Erklärung finden: „Das Konzept des Containments, die Behälter-Funktion, bezieht sich in der Therapie auf die Fähigkeit des Analytikers, die Projektionen des Patienten aufzunehmen, ohne sie auszuagieren, und sie dem Patienten in einer verdaulichen Form wiederzugeben. [...] Der Analytiker nimmt in diesem Bild eine dynamische Funktion ein, da er aktiv Verdauungsarbeit der unerträglichen Gefühle leistet und nicht lediglich als Projektionsfläche dient.“ (Stumm 2000, S. 114) Der Begriff des Containments wurde 1962 von Wilfred R. Bion geprägt und erfuhr im Laufe der Zeit einige Änderungen. Erst in den letzten Jahren haben Peter Fonagy und sein Team im Rahmen der Bindungsforschung sehr interessante und neue Perspektiven zu diesem Thema ausgearbeitet. Die Bindungstheoretiker postulieren nämlich, dass „wenn man unter einer sicheren Bindung den Erwerb von Regulierungsmechanismen [...] für unerträgliche Erregungszustände versteht [...], dann könnte man argumentieren, dass das Kind die dazu nötigen Informationen am ehesten konsistent erwerben und kohärent repräsentieren kann, wenn ihm sein eigener aktueller Affektzustand exakt, aber nicht so, dass er sich überwältigt fühlt, gespiegelt wird. Sichere Bindung hat also möglicherweise sehr viel mit gelungenem Containment gemeinsam.“ (Fonagy 2003, S. 175 f.)

Wenn also der Bindungskontext das Setting bildet, in dem das Kleinkind seine Sensibilität für Selbstzustände entwickeln kann (Vgl. Fonagy 2004, S. 134), stellt sich die Frage, ob auch ein bereits adoleszenter junger Mann noch offen für Veränderung und Modifizierung seiner Selbstorganisation sein kann? Peter Fonagy schreibt dazu: „Es gibt keinen besonderen Grund anzunehmen, dass die Affektspiegelung und der Einfluss, den sie auf die psychische Strukturbildung ausübt, lediglich auf die allerersten Entwicklungsphasen beschränkt bleiben. Bei der Kontingenzentdeckung handelt es sich vermutlich um einen allgegenwärtigen informationsverarbeitenden Mechanismus, der lebenslang aktiv ist, und empathische affektspiegelnde Gesten sind für die Kommunikation zwischen Erwachsenen ebenso charakteristisch wie für Mütter-Säugling-Interaktionen. Man kann die emotionale Spiegelung sogar als einen unter Umständen zentralen Mechanismus der therapeutischen Veränderung in der Kinderpsychotherapie identifizieren; [...]“ (Fonagy 2004, S. 206)

3. Übergangsobjekte und Übergangsphänomene

3.1. Einführung

„Mit einem Jahr haben Kinder gewöhnlich einen oder mehrere weiche Gegenstände, Teddybären, Stoffpuppen usw., die ihnen wichtig sind. [...] Offensichtlich vertreten diese Gegenstände Teilobjekte, insbesondere die Brust [...]. Es ist sehr interessant zu studieren, wie der Säugling das erste Objekt, das er sich angeeignet hat, benützt – vielleicht ein wenig Wolle von einer Decke oder eine Windel oder ein seidenes Halstuch. Dieser Gegenstand kann ihm lebenswichtig werden und kann seinen Wert als Zwischenobjekt zwischen dem Selbst und der Außenwelt haben. Im typischen Fall können wir sehen, wie ein Kind einschläft, ein solches Objekt fest in der Hand (das ich „Übergangsobjekt“ nenne), während es zugleich an zwei Fingern oder am Daumen lutscht und sich vielleicht noch an der Oberlippe oder an der Nase streichelt. [...] Diese Phänomene (die ich Übergangsphänomene nenne) scheinen die Grundlage des ganze kulturellen Lebens des erwachsenen Menschen auszumachen.“ (Winnicott 1984, S. 24 f.)

D.W. Winnicott leistete besonders konstruktive Beiträge zur entwicklungsbezogenen Beschreibung der Ursprünge des Selbst in der Mutter-Kind Beziehung. Er nahm an, dass das Kind zunächst aus einer Einheit von Säugling und Mutter hervorgeht. Das Konzept einer solchen Einheit, die notwendig ist, um eine gesunde Entwicklung zu fördern, erfüllt seiner Meinung nach drei Funktionen, nämlich 1. Halten und Integration, 2. Personalisierung und 3. die Aufnahme von Objektbeziehungen. Im Jahre 1953 führte er das im Zitat vorgestellte Konzept der Übergangsphänomene ein. In dieser Konzeption werden physische Objekte dazu benutzt, nicht nur ein inneres Bild der real abwesenden Mutter zu generieren, sondern sie werden mit dieser auch assoziiert (Vgl. Fonagy 2006, S. 195); sie stellen in gewisser Weise einen selbstgenerierten Platzhalter, einen ersten eigenen inneren Organisator her. Diese in diesem Zusammenhang häufig erwähnten Decken- oder Polsterzipfel repräsentieren „sowohl den Säugling (Der Ich Aspekt) als auch die Mutter (der Nicht-Ich Aspekt); es repräsentiert einen Übergang, weil es die Entwicklung von der omnipotenten Beziehung zur realen Mutter ermöglicht, die der äußeren Realität angehört. Weil das Übergangsobjekt die Kluft zwischen „Ich und Nicht-Ich“ zu überbrücken hilft, wenn sich der Säugling seiner Getrenntheit bewusst wird, sind die

beiden häufig unzertrennlich. Entscheidend ist, dass das Objekt der omnipotenten Kontrolle des Babys unterliegt. Übergangsobjekte befinden sich in dem Raum zwischen dem Selbst und der äußeren Realität. In diesem Raum findet Winnicott zufolge die Symbolisierung statt; in ihm entwickelt sich eine bedeutsame, liebevolle Gefährtschaft zwischen getrennten, aber einander mitteilenden und liebenden Persönlichkeiten und in ihm finden Spiel und Illusion in den spontanen, kreativen Aktivitäten gesunder Menschen auch im späteren Leben ihren Platz (Winnicott, 1971 a).“ (Fonagy 2006, S. 195 f.)

Besonders in der Frühadolescenz gewinnen Übergangsobjekte wieder an Bedeutung. Ihre Qualitäten sind zu diesem Zeitpunkt jedoch andere als in der frühen Kindheit. „Es kommt nicht zu einer exklusiven Bevorzugung eines Objekts, vielmehr wird eine Reihe von Objekten in wechselnder Reihenfolge besetzt. Dazu zählt ein bestimmtes Kleidungsstück, das nach einer Weile durch ein anderes ersetzt wird, oder eine bestimmte Musik, die der Frühadoleszente einige Wochen lang täglich hört und ohne die er nicht leben möchte (Niedecken, 1991). Die Funktionen sind jeweils ähnlich: Die Übergangsobjekte oder –phänomene dienen als „Auch-Objekte“ (Bernfeld, 1924), konturieren die innere und äußere Welt, modulieren die Aggressivität des Jugendlichen und helfen bei der Trennung von bedeutenden anderen Objekten.“ (Seiffge-Krenke 2007, S. 274 f.)

3.2. Übergangsobjekte bei Winnicott

„Das Übergangsobjekt ist kein inneres Objekt (denn dieses ist ein geistiges Konzept) – es ist ein Besitz. Aber es ist (für das Kleinkind) auch kein äußeres Objekt.“ (Winnicott 1983, S. 311)

Diese Unterscheidung wird vorangestellt, um mögliche Missverständnisse gleich zu Beginn auszuräumen. Es scheint sinnvoll zu sein, den Aufbau von Übergangsobjekten und Übergangsphänomenen nicht mit Melanie Kleins „inneren Objekten“ zu vergleichen. Vielmehr soll zu Beginn herausgearbeitet werden, dass nur eine klare Differenzierung zwischen innerer und äußerer Realität Winnicotts Konzept am trefflichsten beschreiben kann. Und noch einen Schritt weiter, es darf nicht bloß zwischen innerer und äußerer Welt unterschieden werden, sondern die Relation zwischen diesen beiden Positionen muss verstanden werden.

In seiner theoretischen Untersuchung beschreibt Winnicott diese Beziehung folgendermaßen: Zuerst kann ein Übergangsobjekt nur dann genutzt werden, wenn es ein inneres Objekt gibt, das lebendig, real und gut genug ist. Außerdem muss beachtet werden, dass dieses innere Objekt wiederum in Abhängigkeit zu einem vorhandenen, lebendigen und sich entsprechend verhaltenden äußeren Objekt steht. Versagt dieses äußere Objekt nämlich, so hört auch das innere Objekt auf zu funktionieren, beziehungsweise wird es wie ein Verfolger empfunden. In so einer Situation verliert das Übergangsobjekt seine Bedeutung. (Vgl. Winnicott 1983, S. 311) Oder noch viel treffender ein Zitat von Winnicott: „Das Übergangsobjekt kann daher die äußere Brust vertreten, aber nur indirekt, indem es eine innere Brust vertritt.“ (Winnicott 1983, S. 311 f.)

Um dieses Prinzip verstehen zu können, muss zunächst auf Winnicotts Verständnis der Entwicklung des Kleinkinds Bezug genommen werden. Seiner Auffassung nach muss die „good enough mother“ sich ganz aktiv den Bedürfnissen des Kleinkindes anpassen. Diese Anpassung korreliert mit den wachsenden Möglichkeiten des Kleinkindes. Das Verhalten der Mutter hängt also von der Entwicklung des Kindes ab und umgekehrt.

Zu Beginn wird die ausreichend gute Mutter mit einer fast vollständigen Anpassung auf die Wünsche ihres Kindes reagieren. Doch mit fortschreitender Entwicklung wird es genau so wichtig sein, sich immer weniger den Bedürfnissen voll und ganz anzupassen. Es ist also Bedingung, dass die Entwicklung positiv verläuft und das Kleinkind aus dem Erleben der Frustration einen Gewinn ziehen kann und dadurch nach und nach eine Beziehung zur äußeren Realität aufbauen kann. (Vgl. Winnicott 1983, S. 312 f.) „Zu den Mitteln des Säuglings, mit diesem Versagen der Mutter fertig zu werden, gehört folgendes: Die häufig wiederholte Erfahrung des Säuglings, dass die Frustration eine zeitliche Grenze hat. Zunächst muss natürlich diese Zeit der Frustration kurz sein. Ein wachsendes Gefühl für das Kommen und Gehen. Die Anfänge der Geistestätigkeit. Die Beschäftigung mit den Möglichkeiten autoerotischer Befriedigung. Erinnern, Wiedererleben, Phantasieren, Träumen; das Integrieren von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.“ (Winnicott 1983, S. 313)

Winnicott meint, dass die anfängliche, fast hundertprozentige Anpassung der Mutter an den Säugling nur durch eine Illusion möglich ist. Und diese Illusion ist folgende: die Brust der Mutter ist Teil des Säuglings. Dadurch wird die Brust magisch steuerbar und die Omipotenz Phantasien des Kleinkindes entsprechen nahezu ganz realen

Erfahrungen („Die Mutter stellt die wirkliche Brust gerade dort bereit, wo der Säugling sie zu erschaffen bereit ist, und noch dazu im richtigen Augenblick“ (Winnicott 1983, S. 314)). Diese anfängliche Illusion ist laut Winnicott notwendig, gewissermaßen eine Initialzündung. „Man kann nicht sagen, dass der Säugling von vornherein weiß, was geschaffen werden soll. In diesem Augenblick bietet sich die Mutter dar. Sie bietet auf die übliche Weise ihre Brust und ihren potentiellen Fütterungsdrang an. Diese Anpassung der Mutter an die Bedürfnisse des Säuglings verschafft, wenn sie gut genug ist, dem Säugling die Illusion, es existiere eine äußere Realität, die der eigenen schöpferischen Fähigkeit des Säuglings entspricht. Mit anderen Worten: Das, was die Mutter liefert, und das, was das Kind sich möglicherweise vorstellen kann, überschneiden sich.“ (Winnicott 1983, S. 315)

Ganz offensichtlich ist der Mensch von Geburt an vor das Problem gestellt, die Beziehung zwischen dem, was er objektiv wahrnimmt und dem was er sich subjektiv vorstellt, zu gestalten. Genau dort tritt das Übergangsphänomen, beziehungsweise das Übergangsobjekt in Erscheinung. Es ist eine Art Illusion, eine Vorstellung wie die Relation zwischen innerer und äußerer Realität aussehen könnte, also ein neutraler Zwischenbereich des Erlebens, der nicht in Frage gestellt wird.

3.2.1. Nutzung und Aufbau von Übergangsobjekten

Nach diesen einleitenden Gedanken soll nun ganz konkret Bezug darauf genommen werden, wie Übergangsobjekte, beziehungsweise Übergangsphänomene aufgebaut sind und in welcher Art und Weise sie Nutzen für den Säugling, den Jugendlichen als auch für den erwachsenen Menschen haben. Winnicott schreibt dazu: „Es gibt noch eine dritte Dimension im Leben eines Menschen, eine Dimension, die wir nicht unbeachtet lassen können, einen Zwischenbereich des Erlebens, zu dem sowohl die innere Realität als auch das äußere Leben beitragen. Es ist ein Bereich, der nicht in Frage gestellt wird, denn er begründet seinerseits keinen Anspruch, es sei denn den, dass er als Ruheplatz für das Individuum vorhanden sein muss, wenn es mit der lebenslänglichen menschlichen Aufgabe beschäftigt ist, die innere und die äußere Realität getrennt und dennoch miteinander verknüpft zu halten.“ (Winnicott 1983, S. 302)

Winnicott ist der Meinung, dass das Übergangsobjekt der erste Besitz des Babys ist, also selbst gewählt wurde und dass es einen Zwischenbereich, der zwischen dem Subjektiven und dem, was objektiv wahrgenommen wird, markiert. (Vgl. Winnicott 1983, S. 302)

Diese Fähigkeit des Kleinkindes zum Beispiel „den Zipfel vom Bettlaken“ (Winnicott 1983, S. 303) oder auch etwas anderes selbständig auszuwählen um dann dieses Ding zu gebrauchen, um besser einzuschlafen oder Angstgefühle abwehren zu können, zeigt in ganz beeindruckender Art und Weise, dass bereits ein Kleinstkind dazu in der Lage ist ganz persönliche Verhaltensmuster zu generieren und somit ein individuelles Selbstkonzept zu schaffen.

Dieser ausgewählte Gegenstand, der zum Übergangsobjekt erwählt wurde, bleibt für eine gewisse Phase der Entwicklung des Kindes äußerst bedeutungsvoll. „Die Eltern lernen allmählich seine Wichtigkeit kennen und nehmen ihn auf Reisen mit. Die Mutter lässt ihn ruhig schmutzig werden, sogar übel riechend, weil sie weiß, dass sie durch eine Wäsche die Kontinuität des Erlebens für das Kind unterbrechen würde und dass diese Unterbrechung die Bedeutung und den Wert des Objekts für das Kind zerstören könnte.“ (Winnicott 1983, S. 304) Winnicott bestimmt das erste Auftreten von Übergangserscheinungen sehr vage, nämlich im Alter von „etwa vier bis sechs bis acht bis zwölf Monaten.“ (Winnicott 1983, S. 304) Jedoch können Verhaltensmuster, die bereits im Säuglingsalter gebildet wurden bis in die Kindheit hinein erhalten bleiben. So ist es zum Beispiel möglich, dass der Teddybär beim Einschlafen für lange Zeit gerade zu unentbehrlich wird oder bereits abgelegte Übergangsobjekte zu einem späteren Zeitpunkt vollkommen unverhofft wieder auftauchen können, weil „depressive Angst im Anzug ist.“ (Winnicott 1983, S. 304) Später, wenn das Kind beginnt geordnete Laute zu benutzen, kommt es auch nicht selten vor, dass das Übergangsobjekt eine Art Namen bekommt. „Der Name kann zum Beispiel „Baa“ sein, und „B“ kann daherrühren, dass der Erwachsene das Wort „Baby“ oder „Bär“ gebraucht hat.“ (Winnicott 1983, S. 305) Und dieses „Baa“, also der Name den das Kind diesem frühesten Objekt gegeben hat kann für lange Zeit sehr bedeutsam für das Kleinkind bleiben. (Vgl. Winnicott 1983, S. 305)

Wie kann man nun aber das Wesen dieses Übergangsobjekts fassen beziehungsweise warum ist dieses selbst gewählte Objekt von derartiger Wichtigkeit für das seelische Leben, als auch für die Entwicklung des Kindes?

Wie schon in den einführenden Worten erwähnt wurde, steht das Übergangsobjekt anfänglich symbolisch für ein Teilobjekt, wie zum Beispiel für die Brust. Wobei zu beachten ist, dass es nicht die Brust (oder die Mutter) ist, jedoch auf seine Art die Brust (oder die Mutter) vertritt. Winnicott versucht diesen etwas verwirrenden Umstand folgendermaßen zu erklären: „Wenn das Kind sich eines Symbols bedient, unterscheidet es deutlich zwischen Phantasie und Tatsache, zwischen inneren Objekten und äußeren Objekten, zwischen primärer Kreativität und Wahrnehmung. Aber der Ausdruck „Übergangsobjekt“, wie ich ihn verstehe, schafft freien Raum für den Prozess des Erwerbs der Fähigkeit, Unterschiede und Ähnlichkeiten zu akzeptieren.“ (Winnicott 1983, S. 306 f.) In diesem Sinne kann gesagt werden, dass noch viel wichtiger als der Symbolwert des Übergangsobjekts seine Aktualität in einer Situation ist, also die Möglichkeit sich Raum zu schaffen, um mit einem Problem fertig zu werden und eine immer differenziertere Wahrnehmung zu generieren. Denn durch die Schaffung von Übergangsobjekten, also von ganz individuellen Verhaltensmustern, bahnt sich das Kleinkind den Weg vom rein Subjektiven hin zur Objektivität oder wie Winnicott es beschreibt den „Weg des Fortschritts in Richtung auf das Erleben“. (Vgl. Winnicott 1983, S. 305) Winnicott ergänzt folgend, dass das Wesen eines Übergangsobjekts auch dann verstanden werden kann, wenn das der Symbolik nicht verstanden wird. Als Beispiel für diesen Umstand bringt Winnicott die Oblate in der heiligen Eucharistie: Für die Katholiken symbolisiert sie den Leib Christi, für einen Protestanten jedoch nur etwas Stellvertretendes, also nicht tatsächlich den Leib selbst. „Aber in beiden Fällen ist sie ein Symbol.“ (Winnicott 1983, S. 307)

Zusammenfassend sollen die besonderen Qualitäten der Beziehung zwischen dem Übergangsobjekt und dem Kleinkind genannt werden:

1. „Das Kind macht Rechte an dem Objekt geltend, und wir stimmen diesem Anspruch zu. Trotzdem ist eine gewisse Preisgabe der Onnipotenz von Anfang an festzustellen.
2. Das Objekt wird sowohl zärtlich liebkost als auch erregt geliebt und verstümmelt.
3. Es darf sich niemals verändern, es sei denn, das Kind verändert es selbst.

4. Es muss triebhafte Liebe und auch triebhaften Hass überleben, ebenso, falls sie vorkommt, reine Aggression.
5. Es muss jedoch dem Kind so erscheinen, als gebe es Wärme ab, als bewege es sich, als habe es eine Struktur oder als könne es etwas tun, das anzuzeigen scheint, dass es eine eigene Lebendigkeit oder Wirklichkeit hat.
6. Nach unserer Anschauung kommt es von außen, nicht aber nach der Anschauung des Babys. Es kommt auch nicht von innen; es ist keine Halluzination.
7. Das Schicksal dieses Objekts besteht darin, dass ihm allmählich die Besetzung entzogen wird, so dass es im Lauf der Jahre nicht so sehr vernachlässigt wird als vielmehr der Vergessenheit anheim fällt. Damit meine ich, dass beim gesunden Kind das Übergangsobjekt nicht „nach innen geht“ und dass das Gefühl, das sich darauf bezieht, nicht notwendigerweise verdrängt wird. Das Objekt wird nicht vergessen und nicht betrauert. Es verliert seine Bedeutung, und zwar deshalb, weil die Übergangsphänomene verstreut, über das ganze Zwischenterritorium zwischen der „innerseelischen Realität“ und „der Außenwelt, wie sie von zwei Menschen gemeinsam wahrgenommen wird“ ausgebreitet worden sind, d.h. über das Gesamtgebiet der Kultur.“ (Winnicott 1983, S. 305 f.)

Der zuletzt genannte Punkt erlaubt nun eine Erweiterung der Thematik „des Übergangsobjekts und des Übergangsphänomens“. Denn der Mensch wird ganz offensichtlich in den verschiedensten Stationen seines Lebens mit Problemen konfrontiert, die es für ihn notwendig machen einen Zwischenbereich zu nutzen, ja sogar selbst zu generieren. Dieser soll helfen, den Konflikt zwischen inneren Wunsch- und Idealvorstellungen und äußeren Realitäten besser überbrücken zu können.

Winnicott beschreibt solche Situationen in alltäglichen Tagesabläufen wie zum Beispiel: das Spiel, die künstlerische Kreativität, den Kunstgenuss oder auch religiöse Gefühle und das Träumen. Andererseits finden sich auch in pathologischen Verhalten sehr oft der Gebrauch von Übergangsphänomenen, wobei Winnicott folgende Problemlagen anspricht: Lügen, Stehlen, Drogensucht, den zauberhaften Schutz von Zwangsritualen, aber auch Fetischismus oder den Ursprung und Verlust zärtlicher Gefühle. (Vgl. Winnicott 1983, S. 306) Mit dem Begriff des Übergangsobjekts hat

Winnicott, der als Objektbeziehungstheoretiker den Beziehungskontext mit Sicherheit bevorzugte ohne jedoch den Einfluss von Triebimpulsen zu verleugnen (Vgl. Mertens 2004, S. 22), eine ganze Reihe psychischer Funktionen theoretisch mit dem persönlichen Objekt integriert. Zu nennen wären in diesem Zusammenhang: „die Funktion des Sicherheitsgefühls, des Beruhigens und Tröstens bzw. überhaupt der Bewältigung negativer Affekte und Erlebnisse vor allem des Getrenntwerdens und Verlusts, die Funktion des In-Beziehung-Bleibens und des Sich-Individuierens, sowie der Symbolbildung und kreativen Symbolverwendung.“ (Habermas 1999, S. 355)

Beispielhaft sollen zwei Verwendungen eines Übergangsobjekts während der Individualentwicklung dargestellt werden, nämlich eine „normale und psychisch gesunde“ - das kindliche Spiel und im Anschluss daran eine pathologische Variation - den Fetischismus.

3.3. Exkurs: Das kindliche Spiel

„Prototyp späterer Übergangsphänomene ist das kindliche Spiel. Auch im Spiel findet sich das eigenartige Gestalten der Realität nach egozentrischen Gesichtspunkten, der äußeren nach Regeln der inneren Realität, das Errichten eines Übergangs- oder Spielraums (potential space). Das spielende Kind kennt zwar schon die Realität, klammert sie aber weitgehend aus, so dass es sein Spiel frei nach eigenen Wünschen gestalten kann. Weitere Ähnlichkeiten zum Übergangsobjekt finden sich darin, dass das Spiel Freiheit von Bedürfnisspannungen voraussetzt, in seiner Fähigkeit, intrinsisch zu befriedigen und in seiner Körperlichkeit. Deshalb kennt das Spiel auch keinen Höhepunkt, wie er für die Befriedigung von Triebbedürfnissen charakteristisch ist.“ (Habermas 1999, S. 353)

Überaus wichtig in Hinblick auf die Beziehung eines therapeutischen Gefährten zu dem betreuten Jugendlichen scheint zu sein, dass Spiel ohne Vertrauen nicht möglich ist. Und zwar Vertrauen in die Haltbarkeit der spielerischen Illusion und das impliziert gleichzeitig ein Vertrauen in die Umwelt, also ein Vertrauen in die Verlässlichkeit der Bezugspersonen, die das Kind nicht verlassen oder hintergehen. (Vgl. Habermas 1999, S. 353) Diesem Gedanken folgend, könnte vorsichtig die Hypothese postuliert werden, dass aus einer „good enough mother“ in weiterer Entwicklung eine „good enough environment“ wird. „Übergangsobjekte, Spielen und

alle weiteren Aktivitäten im Spielraum setzten ein Urvertrauen, eine grundlegende Zuversicht, eine stabile Personenrepräsentanz voraus und helfen zugleich, so Winnicott, eine solche erstmals zu errichten.“ (Habermas 1999, S. 353)

Überhaupt, so führt Habermas weiter aus, können Übergangsphänomene nur in einem Spielraum entstehen, der von der tatsächlichen Realität, also von der Aufmerksamkeit der Umwelt auf welche man sich letztendlich einstellen soll, nicht eingenommen wird „und die Person sich wie an einem sicheren, nicht strittig gemachten Ruheort entspannt.“ (Habermas 1999, S. 353)

Nur dann, kann der oder die Agierende ihre/seine Handlungen in entsprechender Freiheit setzten und nur dann ist jene Person in der Lage „sich in einem unintegrierten Zustand“ (Habermas 1999, S. 354) zu befinden, der es zulässt über die eigenen Handlungen und Äußerungen zu staunen und sich auf diese Art und Weise kreativ zu entfalten und in weiterer Folge dann auch die neuen erlebten Momente und Gefühle sich dann wiederum Schritt für Schritt anzueignen, also eine „reflexive Aneignung des unintegriert Produzierten [...]“ (Habermas 1999, S. 354)

3.4. Exkurs: Der Fetischismus und das Übergangsobjekt

Habermas beruft sich im Kontext des Fetischismus auf den amerikanischen Psychoanalytiker Phyllis Greenacre, der einen systematischen Vergleich zwischen Übergangsobjekt und Fetischismus durchgeführt hat.

Dieser postulierte, dass bis auf den Umstand, dass sowohl das Übergangsobjekt als auch der Fetisch Gegenstände sind, die dafür da sind, einer betreffenden Person Sicherheit zu verleihen und diese auch zu stabilisieren, indem eine illusionäre Herrschaft über die Situation suggeriert wird, ansonsten eher die Unterschiede überwiegen. (Vgl. Habermas 1999, S. 365)

Zuerst kann angeführt werden, dass sich die späten Fetische des Erwachsenen erst zu einem Zeitpunkt entwickeln, in dem Übergangsobjekte bereits in den Hintergrund getreten sind. Darüber hinaus kann angemerkt werden, dass der Fetisch des Erwachsenen die Funktion hat, sexuelle Befriedigung zu ermöglichen, stattdessen muss das Übergangsobjekt eine viel komplexere und vor allem keine orgastische Funktion erfüllen. In diesem Zusammenhang soll auch erwähnt werden, dass Fetische eher eine genital-erotische und Übergangsobjekte eher eine oral-sinnliche

Funktion ausüben. Ein zentraler Unterschied ist außerdem in dem Umstand zu finden, dass der Fetisch der Realitätsverleugnung im Dienste der Angstabwehr dient, „während das Übergangsobjekt nicht der Verleugnung der Realität dient, sondern sie erträglicher und akzeptabler werden lässt, indem es die sicherheitstiftende mütterliche Funktion für das Kind vertritt und derart den Spielraum des Kindes vergrößert.“ (Habermas 1999, S. 366) (Vgl. Habermas 1999, S. 365 f.)

Als letzter Punkt wird schließlich noch die strikte Abhängigkeit vom Fetisch erwähnt, während Übergangsobjekte in der Regel irgendwann problemlos aufgegeben werden können. Das impliziert, dass sich fetischistische Praktiken vor allem durch ihre Einförmigkeit, Starre und Repetitivität auszeichnen, hingegen Übergangsobjekte mit Sicherheit nicht einengen, sondern ganz im Gegenteil den Handlungs- und Denkraum erweitern können. (Vgl. Habermas 1999, S. 366 f.)

Aus diesen zwei Ausführungen wird ersichtlich, dass im Bereich psychischer Gesundheit anzunehmende Objektverwendungen:

1. nicht darauf zielen, Beziehungen zu Menschen zu ersetzen, sondern lediglich darauf, sie zu ergänzen.
2. nicht die Realität verleugnen, sondern, wie das Übergangsobjekt, sie lediglich suspendieren oder gar ihrer Bewältigung dienen.
3. nicht unbedingt dazu dienen, die Fiktion der absoluten Kontrolle über sie zu suggerieren.
4. einen kreativen, phantasiereichen Umgang ermöglichen, der die Entwicklung des Individuums fördert. „Das setzt voraus, dass der Umgang mit ihnen nicht von Angst beziehungsweise deren Abwehr diktiert ist, sondern einen Spielraum eröffnet.“ (Habermas 1999, S. 374) (Vgl. Habermas 1999, S. 374)

3.5. Gebrauchsweisen persönlicher Objekte

Gerade am Beispiel des Fetischismus kann sehr gut erkannt werden, dass das Konzept von Übergangsobjekten nicht unmittelbar auf das Erwachsenenalter zu übertragen ist. „Denn Winnicott beschränkte den Begriff des Übergangsobjekts auf eine spezifische Entwicklungsphase, in der die Personenrepräsentanzen entwickelt werden und noch der Stützung bedürfen, bis das Bild anderer und die mit ihnen

verbundenen Funktionen stabil verinnerlicht sind.“ (Tolpin, 1971. – in Habermas 1999, S. 385 f.)

Da jedoch Übergangsphänomene und Übergangsobjekte über das ganze Leben hinweg gebraucht werden können, liegt die Vermutung nahe, dass in verschiedenen Entwicklungsphasen, jeweils bestimmte Funktionen von Übergangsobjekten genutzt werden. Im Erwachsenenalter wäre es also vermutlich treffender zunächst einmal von dem Gebrauch „persönlicher Objekte“ (Habermas 1999, S. 386) zu sprechen. Habermas differenziert die Verwendung solcher persönlichen Objekte folgendermaßen: „Wie wir gesehen haben, dienen persönliche Objekte in späteren Lebensphasen unter anderem dazu, sich an signifikante Andere zu erinnern. Im Unterschied zum Zwischenstatus des Übergangsobjekts symbolisieren der Erinnerung dienende persönliche Objekte erstens explizit den abwesenden Anderen bzw. die Beziehung zu ihm, meist indem sie auf zentrale Aspekte des Anderen oder Aspekte bzw. Situationen der Beziehung zu ihm verweisen. Zweitens dienen sie bewusst und gezielt der Erinnerung, einer psychischen Funktion, die das Kleinkind noch wenig ausgebildet hat und deren es sich noch nicht reflexiv bedienen kann. Drittens dienen Erinnerungsobjekte Erwachsener nicht unbedingt gleichzeitig dem sinnlichen Trösten und Beschwichtigen jeglicher Ängste, so dass sie beispielsweise auch zum Einschlafen verwendet würden. Viertens ist auch die räumliche Bindung an sie nicht so ausgeprägt wie beim Kleinkind, sondern es reicht, sie an einem Ort verfügbar zu halten. Fünftens dienen Erinnerungsobjekte nicht, wie für das Übergangsobjekt angenommen, der psychischen Strukturbildung in Form des Aufbaus und der Stabilisierung der ersten Personenrepräsentanzen.“(Habermas 1999, S. 386)

Der fünfte Punkt sollte, um nicht die Vermutung aufkommen zu lassen, dass Erinnerungsobjekte klar von Übergangsobjekten zu unterscheiden sind, noch einmal differenzierter betrachtet werden. Habermas meint, um von persönlichen Objekten sprechen zu können ist es notwendig eine stabile Personenrepräsentanz vorauszusetzen, also stabile Repräsentanzen eines selbst und anderer. „Und aus dem Konstrukt der stabilen Personenrepräsentanz als Zeichen gesunden psychischen Funktionierens lassen sich weitere mögliche spezifische Verwendungsweisen persönlicher Objekte ableiten:

- „persönliche Objekte können als einzelne, individuelle Exemplare geschätzt, ihre Eigenarten anerkannt werden, da die Realitätswahrnehmung nur wenig aufgrund drängender Bedürfnisse projektiv verzerrt wird.
- persönliche Objekte können symbolisch verwendet werden, das heißt als Zeichen für ein Drittes.
- persönliche Objekte werden nicht starr repetitiv und nicht unter Druck verwendet, sondern in Zuständen, in denen sich die Person frei fühlt und kreativ sein kann (Spielraum).“ (Habermas 1999, S. 386)

Wie man an dieser Ausführung gut erkennen kann, sind persönliche Objekte oder Erinnerungsobjekte nicht dafür da, um die psychische Strukturbildung in Form des Aufbaus und der Stabilisierung der ersten Personenrepräsentanzen zu garantieren. Das heißt jedoch nicht, dass diese Art von Objekten nicht auch durchaus andere strukturbildende Aufgaben erfüllen können. Zum Beispiel gehören zu den, durch persönliche Objekte unterstützbaren, Fähigkeiten, die Möglichkeit zur Selbstreflexion oder auch die stille Selbstkommunikation. (Vgl. Habermas 1999, S. 387)

Von Vorteil für solche Fähigkeiten sind also stabile Personenrepräsentanzen, die aber bereits in früheren Entwicklungsphasen generiert wurden. „Auch für diese bieten stabile Personenrepräsentanzen eine günstige Voraussetzung, und zwar diesmal auch in ihren abstrakteren Ausprägungen als unpersönliche Michs, da stabile (hier unpersönliche) Personenrepräsentanzen zugleich (a) in sich konsistent sind und somit konsistente Perspektiven der Selbstbeurteilung bieten und (b) die Person von ihrer aktuellen Umwelt und die Bestätigung durch diese unabhängiger macht.“ (Habermas 1999, S. 387)

Habermas erkennt einen Zusammenhang zwischen der Stabilität der Personenrepräsentanz und bestimmten Weisen des Umgangs mit persönlichen Objekten. Laut seiner Ansicht zeigt sich eine stabile Personenrepräsentanz in gelungenen sozialen Beziehungen, zum Beispiel in der Fähigkeit, intime, auf Gegenseitigkeit und Vertrauen gründende Beziehungen einzugehen. (Vgl. Habermas 1999, S. 387) „Die These besagt also, dass, wer zu solchen engen Beziehungen fähig ist (und sie, wenn möglich, auch unterhält) und damit einhergehend nicht unter Identitätsstörungen leidet, oder, positiv formuliert, wer ein Gefühl der Lebendigkeit und der Konsistenz und Kontinuität mit sich aufrechterhalten kann, zu den genannten Realisierungen persönlicher Objekte fähig ist.“ (Habermas 1999, S. 387)

Aus dieser Aussage von Habermas könnte nun die notwendige Verbindung zu Winnicotts ursprünglichen Überlegungen zum Thema „Übergangsobjekt“ herausgelesen werden.

Da es nämlich bereits Voraussetzung ist, dass durch die „good enough mother“ eine erste stabile Personenrepräsentanz vorhanden ist, um Übergangsobjekte überhaupt für sich nutzbar zu machen, geht das auch konform mit der in Punkt 5 postulierten Aussage, dass Erinnerungsobjekte oder persönliche Objekte im späteren Entwicklungsverlauf nicht, wie für das Übergangsobjekt angenommen, der psychischen Strukturbildung in Form des Aufbaus und der Stabilisierung der ersten Personenrepräsentanzen dienen.

Stattdessen kann in der weiteren Individualentwicklung, wie bereits erwähnt, so etwas wie eine „good enough environment“ treten, die dann wiederum Voraussetzung ist, um überhaupt neue Übergangsobjekte oder Übergangsräume zu generieren beziehungsweise diese dann auch nutzen zu können.

Aus diesem Blickwinkel wird es möglich, im Laufe der Entwicklung neu gewählte Objekte, ähnlich wie Übergangsobjekte anzusehen, sofern sie dafür genutzt werden, dass die Spannungen zwischen innerer und äußerer Realität abgebaut werden können. Winnicott schreibt dazu: „Sobald der Mensch die Phase erreicht hat, in der er sich als abgegrenzte Einheit, ein Innen und ein Außen erlebt, verfügt er damit auch über eine innere Realität, eine innere Welt, die reich oder arm, friedlich oder mit sich selbst zerfallen sein kann. Meines Erachtens ist noch ein dritter Aspekt notwendig, sobald man diese beiden Arten der Darstellung für erforderlich hält: Dieser dritte Bereich des menschlichen Lebens, den wir nicht außer Acht lassen dürfen, ist ein intermediärer Bereich von Erfahrungen, in den in gleicher Weise innere Realität und äußeres Leben einfließen. Es ist ein Bereich, der kaum in Frage gestellt wird, weil wir uns zumeist damit begnügen, ihn als eine Sphäre zu betrachten, in der das Individuum ausruhen darf von der lebenslänglichen menschlichen Aufgabe, innere und äußere Realität voneinander getrennt und doch in wechselseitiger Verbindung zu halten.“ (Winnicott 1979, S. 11)

3.6. Kann der therapeutische Gefährte als Übergangsobjekt gesehen werden?

„Winnicott siedelt das Übergangsobjekt in einem Übergangsraum an, der weder völlig zur eigenen Person noch zu der der Mutter gehört, weder allein zur Phantasie (wie Halluzinationen und Träume) noch zur völlig von der eigenen Person unabhängigen, wenig beeinflussbaren Realität. Mit dem Übergangsobjekt wird weder lediglich ein Introjiziertes reprojiziert noch etwas ex novo erschaffen; vielmehr findet das Kind den Gegenstand vor und eignet sich ihn an.“ (Habermas 1999, S. 352)

An anderer Stelle schreibt Habermas, dass es bestimmte Situationen geben kann, in denen Menschen zur Personifizierung von persönlichen Objekten neigen. Das kommt mitunter dann vor, wenn sich Personen zwar eine enge Beziehung zu anderen wünschen, aber über diese nicht verfügen können. Dafür kann es vielfältige Gründe geben; wie zum Beispiel temporäre Bedingungen wie entwicklungsbedingte Ängste und Hemmungen. (Vgl. Habermas 1999, S. 392) Voraussetzung um solche personifizierten Objekte auch nutzen zu können sind eine gewisse „Stabilität und Integriertheit der Personenrepräsentanzen“ (Habermas 1999, S. 393). Wenn das gegeben ist, dann steht der Verwendung von persönlichen personifizierten Objekten nichts mehr im Weg; zum Sich-Erinnern, Sich-Trösten, zur Selbstreflexion beziehungsweise zur Bindung an ganz individuelle Dinge. „Spezifisch personifizierte persönliche Objekte treten dann auf, wenn äußere oder innere Umstände engen Beziehungen im Wege stehen.“ (Habermas 1999, S. 393) Besonders dann, wenn es zu Trennungen von signifikanten Anderen, besonders erwachsenen Bindungsfiguren kommt. (Vgl. Habermas 1999, S. 393)

Zusammenfassend kann postuliert werden, dass:

- Übergangsobjekte vorgefunden und angeeignet werden können.
- Menschen in bestimmten Situationen zur Personifizierung von persönlichen Objekten neigen.
- Es dafür vielfältige Gründe geben kann wie zum Beispiel temporäre Bedingungen wie entwicklungsbedingte Ängste und Hemmungen.
- Zur Nutzung eine Stabilität und Integriertheit der Personenrepräsentanz gegeben sein muss.

- Diese personifizierten persönlichen Objekte verwendet werden: zum Sich-Erinnern, Sich-Trösten, zur Selbstreflexion beziehungsweise zur Bindung an ganz individuelle Dinge.

Es könnte durchaus die Behauptung aufgestellt werden, dass der therapeutische Gefährte selbst zu einem Übergangsobjekt für den betreuten Jugendlichen werden kann, zumindest aber kann er in manchen Situationen als personifiziertes persönliches Objekt ausgewählt werden.

Am Ende dieses Theorieteils soll ein Zitat von Rudolf Ekstein stehen, das nicht nur Antwort auf die Frage „Kann der therapeutische Gefährte auch als Übergangsobjekt gesehen werden?“ geben soll, sondern auch einen runden Abschluss zu Winnicotts Überlegungen geben soll:

„Der Patient, sei er nun Kind, Heranwachsender oder Erwachsener, gleichgültig ob er spielt ausagiert oder frei assoziiert, bringt eine Übertragung auf den Therapeuten hervor, der ihm von außen als Übergangsobjekt zur Verfügung gestellt wird, das ihm einen Übergang zu einer gesunden emotionalen Entwicklung ermöglicht. Ich hoffe, meine Tochter, die zu den Lehrern in meiner Familie gehört, wird mir verzeihen, wenn ich sie zitiere. Sie sagte mir, nachdem sie als Heranwachsende Winnicott getroffen hatte, dass er süß sei, ein Teddybär. Sie wusste damals nichts davon, dass es Winnicott war, der über das Übergangsobjekt geschrieben hatte, oder wer weiß, vielleicht wusste es sie. Für mich ist er ein Objekt größter Bewunderung, das mir die Kraft gab, vorwärts, zu neuen Erfahrungen und Entdeckungen zu schreiten. Ich konnte mich auf den Weg nach Amerika machen, hin zu neuen Denkweisen, und gleichzeitig zurück in meine alte Heimat, nach Wien, zurück zu Freud gehen.“ (Ekstein 1994, S. 163 f.)

3.7. Themengeleitete Analyse der Protokolle: Problemlagen im Fokus zum Thema „Übergangsobjekten und Übergangsräumen“

Welche Problemlagen treten im Verlauf der Treffen auf, die eine Verbindung zum Thema „Übergangsobjekt und Übergangsräume“ erahnen lassen? Treten diese Probleme kontinuierlich auf oder sind sie nur während ein paar weniger Treffen

aktuell? Welche Schlüsse kann man aus der Verwendung dieser „persönlichen Objekte“ ziehen?

Um diese Fragen bestmöglich zu beantworten wurden beispielhaft 4 signifikante Problemlagen ausgewählt. Dazu zählen die Themenfelder „das Rauchen“, „das Spiel“, „das Essen“ und zuletzt noch „der kreative Umgang mit Problemsituationen“.

3.7.1. Die Problemlage „das Rauchen“

Die Problemlage „das Rauchen“ ist im Verlauf der Treffen zwischen Felix und mir in nahezu jeder Stunde thematisiert worden. Bereits beim zweiten Meeting erzählte mir Felix folgende Geschichte: *„....also ist die Lehrerin mit dem Ali in die Direktion gegangen und hat mir gesagt, dass ich auf die Klasse aufpassen soll.“ „Und warum gerade du?“, fragte ich. „Ich weiß auch nicht! Aber was soll ich denn machen. Auf jeden Fall haben sich dann alle ur blöd aufgeführt und der Emre, der Depp, hat sich dann eine Zigarette angezündet. Ich hab ihm natürlich gesagt, dass er das sein lassen soll, aber der wollte halt ur cool sein und die Anderen haben ihn sogar noch angefeuert. Als dann nach 15 Minuten die Lehrerin wiedergekommen ist, hat sie den Rauch gerochen und die Klasse gefragt, wer da geraucht hat. Keiner hat eine Antwort gegeben. Natürlich hat sie dann mich gefragt und ich hab ihr halt gesagt, dass es der Emre war. Ich musste es doch tun, ich konnte doch gar nicht anders reagieren, oder?“* (Protokoll, 2.Treffen)

Diese kurze Passage soll zeigen, dass schon zu Beginn unserer Treffen Felix sich sehr klar positionieren wollte, wie er zum Rauchen steht und er wiederholte seine Kritik, verpackt in verschiedensten Geschichten und Erzählungen, in beinahe allen unseren Treffen. Lange Zeit wusste ich nicht wirklich, warum die Aversion gegen das Rauchen so groß ist. Ich konnte es, bis zu unserem 41.Treffen, nur erahnen: *...Felix war, ähnlich wie bei den letzten Treffen sehr ruhig. Er wirkte traurig und niedergeschlagen. Ich versuchte ihn aufzumuntern, was aber so gar nicht gelingen wollte. Als ich ihn dann fragte, warum er so traurig ist, bekam ich folgende Antwort: „Weißt du, früher waren wir die ur Clique, der Ali, der Emre, der Dejan, der Jannis,..., und jetzt sind die alle ur komisch. Da geht's nur noch ums Rauchen, auch Haschisch*

rauchen und saufen. Und die glauben ur erwachsen zu sein und kommen sich so gut vor und ich mag das halt nicht! Und deswegen stehe ich dann als kindisch da.“ „Warum bist du eigentlich so dagegen?“ – fragte ich. Darauf entgegnete Felix: „Weißt du, meine Mama hat immer soviel geraucht und getrunken hat sie auch immer und daran ist sie dann gestorben.“ (Protokoll, 41.Treffen)

Das Rauchen soll in diesem Zusammenhang nicht als Übergangsobjekt verstanden werden, sondern als „überwertiges Trauerobjekt“. Habermas beschreibt diese Art von Objekten als Erinnerungsobjekte oder als Verbindungsobjekte, „die dazu dienen, den abwesenden Anderen zu vergegenwärtigen; sie verweisen nicht nur symbolisch auf einen Anderen, sondern tendieren darüber hinaus dazu, ihn im Hier und Jetzt zu vertreten. [...] Sie halten einen drohenden Trauerprozess im Zustand der Erstarrung und schützen so die Person vor den depressiven Affekten der Trauer und den eventuell sich aus ihnen ergebenden suizidalen Tendenzen. [...] In der normalen, erfolgreichen Trauerarbeit identifiziert der Trauernde sich mit Aspekten des Verstorbenen und assimiliert sie dabei, während in der pathologischen, erstarrten Trauer unassimilierte Introjekte erlebt werden, als ob sie ein Eigenleben führten. Überwertige Trauerobjekte fungieren als externalisierte Introjekte und behalten als solche ein gewisses Eigenleben.“ (Habermas 1999, S. 369)

Der Unterschied zum Übergangsobjekt drückt sich vor allem dadurch aus, dass das hier beschriebene überwertige Trauerobjekt nicht in einem Zwischenbereich zu einem Anderen angesiedelt ist, sondern ganz explizit und mehr oder weniger bewusst für diesen steht. Darüber hinaus ist es auch ganz typisch für solche Objekte, die anscheinend einer pathologischen Funktion dienen, dass sie der Realitätsverleugnung, speziell der Verleugnung eines Verlusts dienen, dass sie unter der Kontrolle der Person stehen und dass die Interaktion mit ihnen in unflexiblen, ritualisierten Bahnen verläuft. Außerdem erweisen sich solche Trauerobjekte als pathologisch, da sie eine Bewältigung im Sinne einer Verarbeitung und Weiterentwicklung der Person nicht fördern, sondern behindern.

Das Trauerobjekt ersetzt also eine spezifische Person, deren Verlust dadurch verleugnet werden kann – dadurch tritt das Trauerobjekt in gewisser Weise zugleich an die Stelle neuer aktueller Beziehungen, die aber erst nach vollzogener Trauerarbeit möglich sind. (Vgl. Habermas 1999, S. 370)

In diesem Sinne kann gesagt werden, dass die Problemlage „des Rauchens“ als eine Art Trauerobjekt von Felix verwendet wird. Es dient der Bewältigung des schweren Verlusts seiner Mutter, gleichzeitig behindert es aber auch eine gewisse Finalisierung seiner Trauerarbeit über den Tod seiner Mutter, da durch die Verwendung des Trauerobjekts auch eine Verleugnung stattfindet. Es wirkt so, als ob durch den Tod seiner Mutter die Entwicklung von Felix beinahe zum Stillstand gekommen ist, beziehungsweise nur noch sehr langsam voranschreitet. Ein Grund für diese Entwicklungsverzögerung könnte die pathologische Verwendung von Trauerobjekten sein, die die notwendige Trauerarbeit nicht fortschreiten lässt, sondern, ganz im Gegenteil sogar behindert, indem sie die Verleugnung des Verlusts noch unterstützt.

3.7.2. Die Problemlage „das Spiel“

Das Spiel wurde bereits im Rahmen dieses Kapitels als Prototyp späterer Übergangsobjekte beschrieben. Noch einmal soll darauf hingewiesen werden, dass im Spiel ein eigenartiges Gestalten der Realität nach egozentrischen Gesichtspunkten stattfindet, der äußeren nach Regeln der inneren Realität, das Errichten eines Übergangs- oder Spielraums (potential space). Das spielende Kind kennt zwar schon die Realität, klammert sie aber weitgehend aus, so dass es sein Spiel frei nach eigenen Wünschen gestalten kann. (Vgl. Habermas 1999, S. 353)

Darüber hinaus soll noch einmal in Erinnerung gerufen werden, dass Übergangsphänomene nur in einem Spielraum entstehen können, der von der tatsächlichen Realität, also von der Aufmerksamkeit der Umwelt auf welche man sich ja dann letztendlich einstellen soll, nicht eingenommen wird „und die Person sich wie an einem sicheren, nicht strittig gemachten Ruheort entspannt.“ (Habermas 1999, S. 353)

Nur dann, kann der oder die Agierende ihre/seine Handlungen in entsprechender Freiheit setzen und nur dann ist jene Person in der Lage „sich in einem unintegrierten Zustand“ (Habermas 1999, S. 354) zu befinden, der es zulässt über die eigenen Handlungen und Äußerungen zu staunen und sich auf diese Art und Weise kreativ zu entfalten und in weiterer Folge dann auch die neuen erlebten Momente und Gefühle sich dann wiederum Schritt für Schritt anzueignen, also eine „reflexive Aneignung des unintegriert Produzierten.“ (Habermas 1999, S. 354)

Als Beispiel für so eine Situation soll das 6.Treffen wiedergegeben werden: ...*Felix meinte, er wolle mit mir Fußball spielen. Wir gingen in den Bacherpark und begannen zunächst den Ball einfach hin und her zu spielen. Später schlug Felix vor, dass wir uns Tore markieren sollten und so entstand recht schnell ein kleiner Wettkampf. Wobei es auffallend war, wie Felix sich daran erfreuen konnte, wenn ich einmal daneben traf - auch später als wir auf die Basketball Körbe zielten und ich abermals nicht traf.* (Protokoll, 6.Treffen)

Oder beim darauf folgenden 7.Treffen: ... „*Gut, dann gehen wir heute wieder in den Park spielen!*“ *Ich willigte ein und wir gingen wieder in den umzäunten Spielbereich. Zunächst spielten wir ein wenig Fußball und danach widmeten wir uns den Basketball Körben. Ich schlug vor, dass jeder 5 Freiwürfe hat und derjenige, der die meisten in den Korb trifft hat gewonnen – der Verlierer musste dafür nächste Woche im Zoo ein Referat über ein Tier seiner Wahl halten. Felix willigte ein und das Spiel ging los. Wir spielten im Endeffekt so lange bis ich so oft verloren hatte, dass es beschlossene Sache war, dass ich nächste Woche ein Referat über Wölfe halten musste (so wollte es Felix).*

Es ist aufgefallen, dass Felix die Spielregeln permanent veränderte, so wie es ihm gerade gefiel und in den Kram passte – „Du hast übertreten!“ „Jetzt war es zu windig, ich darf noch einmal!“ „ich bin viel jünger, ich darf näher zum Korb!“, ...usw. – danach gingen wir ein Eis essen und Felix wirkte sehr entspannt. (Protokoll, 7.Treffen)

Und zuletzt noch ein Beispiel vom 45.Treffen, als wir uns schon viel besser kannten und zu beobachten war, wie der entstandene Freiraum (potential space) im Spiel genutzt wurde um neu erlebte Momente und Gefühle reflexiv in sein Selbstbild zu integrieren: ...*Das Billard spielen war im Grunde sehr unterhaltsam. Felix versuchte dabei sehr cool zu sein und wollte immer wieder mit flotten Sprüchen punkten. Doch wir spielten beide extrem schlecht und letztendlich gewann ich 2 mal öfter als er – wobei ich da eigentlich nichts dafür kann, denn Felix hat insgesamt 3 mal die schwarze Kugel versenkt und somit verloren. Nach ca. eineinhalb Stunden machten wir uns dann auf den Weg nach Hause, dabei unterhielten wir uns über unser Spiel. Wir blödelten recht herum und machten uns über uns selbst lustig, weil wir so schlecht gespielt hatten – ich sagte zu Felix: „Na mit dir spiele ich nicht mehr! Du bist*

ja gar kein Gegner für mich!“ Felix antwortete: „Na da redet genau der Richtige. In Wahrheit habe ich dich doch bloß gewinnen lassen und überhaupt wollte ich meine Tarnung als Profi Spieler nicht auffliegen lassen – das soll ja immerhin meine Zukunft werden.“

Ich war unglaublich überrascht über die Schlagfertigkeit, Spontaneität und Selbstironie von Felix, so hatte er sich bis heute erst äußerst selten gegeben. Aber ich hatte auch das Gefühl, dass er unglaublich entspannt war, und sich einfach sicher fühlte – so als ob ihm in dieser Situation eigentlich gar nichts Böses passieren konnte. (Protokoll, 45.Treffen)

Anhand dieses letztgenannten Beispiels kann sehr gut erkannt werden, dass das Spielen, wie bereits erwähnt, eine wichtige Rolle im Rahmen der therapeutischen Begleitung einnimmt und dass die so entstandenen Übergangsräume noch viel besser genutzt werden können, wenn bereits großes Vertrauen zwischen dem Jugendlichen und dem therapeutischen Gefährten generiert werden konnte. So soll noch einmal in Erinnerung gerufen werden, dass das Spiel ohne Vertrauen nicht möglich ist. Und zwar Vertrauen in die Haltbarkeit der spielerischen Illusion und das impliziert gleichzeitig ein Vertrauen in die Umwelt, also ein Vertrauen in die Verlässlichkeit der Bezugspersonen, die das Kind nicht verlassen oder hintergehen. (Vgl. Habermas 1999, S. 353)

In diesem Zusammenhang soll auch auf die bereits formulierte Hypothese Bezug genommen werden, dass aus einer „good enough mother“ in weiterer Entwicklung eine „good enough environment“ wird. „Übergangsobjekte, Spielen und alle weiteren Aktivitäten im Spielraum setzten ein Urvertrauen, eine grundlegende Zuversicht, eine stabile Personenrepräsentanz voraus und helfen zugleich, so Winnicott, eine solche erstmals zu errichten.“ (Habermas 1999, S. 353)

Wie anhand des letzten Protokollabschnitts berichtet wurde, war genau während des Billard Spiels und auch danach beim „Blödeln“ eben dieses Vertrauen vorhanden, so wie auch eine grundlegende Zuversicht. Da Felix davon ausgehen konnte, dass ihm in dieser Situation praktisch nichts Schlimmes widerfahren wird, hatte er auch keine Skrupel über sich selbstironisch zu reden. Ganz offensichtlich war für solches Handeln aber eine stabile Personenrepräsentanz Voraussetzung, die durch den therapeutischen Gefährten gegeben war.

Gleichzeitig sind solche Momente aber auch Hilfe, um in Zukunft solche stabilen Personenrepräsentanzen für sich generieren zu können. In diesem Sinne kann sogar davon ausgegangen werden, dass der gewählte Übergangsraum eine essentielle Rolle in der Selbstkonzeption von Felix spielen könnte.

3.7.3. Die Problemlage „das Essen“

Im Rahmen der therapeutischen Begleitung tauchte erst relativ spät das Phänomen auf, dass Felix bei nahezu jedem unserer Treffen unglaubliche Mengen an Lebensmitteln konsumierte. Interessant dabei war auch zu beobachten, dass sich der Umgang mit dem Essen im Laufe der Zeit veränderte, beziehungsweise auch eine Korrelation zwischen dem Essenskonsum und dem therapeutischen Gefährten offensichtlich wurde.

Als zum ersten Mal große Mengen Lebensmittel gegessen wurden, empfand ich das noch als äußerst nett, oder besser gesagt dachte ich, dass Felix eben selten die Möglichkeit hat sich zum Beispiel Naschereien selbst zu kaufen.

So beim 19. Treffen: ...Felix und ich gingen zum Museumsquartier um uns das Haus am Dach des MUMOKs anzusehen. Noch bevor wir dort hingegangen sind, kehrten wir in einem Supermarkt ein, um uns eine kleine Jause zu kaufen. Im Geschäft kauften wir dann 2 Packungen Krapfen (insgesamt 8 Stück). Als wir dann angekommen sind, nahmen wir Platz auf diesen netten Sitzgelegenheiten, schauten sehr misstrauisch auf dieses schiefe Haus am Dach des MUMOKs und plauderten über dieses und jenes. Es war ein wunderschöner, lauer Herbstabend und wir hatten uns so eine kleine, ganz private Idylle gebaut. Felix meinte, dass wir nun die Krapfen verputzen könnten. Ich willigte ein und war nicht schlecht erstaunt als Felix 6 der Krapfen in Windeseile verputzte, 3 mit Marillenmarmelade, 3 mit Erdbeermarmelade. (Protokoll, 19.Treffen)

Schon viel offensiver gestaltete sich die Situation beim 29.Treffen: *Ich holte Felix um 16:00 Uhr ab und wir gingen los. Ich fragte ob er einen speziellen Wunsch für dieses Treffen hat und Felix schaute mich mit riesigen Augen an und sagte: „Burger King!!!“ [...] Als wir dann am Schalter standen, bestellte ich mir einen kleinen Burger. Felix jedoch bestellte sich irgendein XL-Menü. Als wir dann gegessen sind, hat er diese*

Mengen an Pommes frites, den unglaublich großen Burger und den halben Liter Cola in Windeseile weggeputzt. Ich war beeindruckt. (Protokoll, 29.Treffen)

Im Vergleich dazu das 33.Treffen: Felix wollte wieder zu Burger King. Auf dem Weg dorthin sah Felix ein Plakat dieser fast food Kette, auf dem der so genannte „Triple – Whopper“ angepriesen wurde – ein Burger mit drei Schichten Fleisch. [...]

Felix bestellte sich das Triple Whopper Menü mit Pommes und Cola, ich mir einen einfachen Whopper. Felix begann sehr ambitioniert den Kampf gegen den Burger, doch es war selbst für ihn unmöglich alles aufzuessen. Dafür schaffte er den halben Liter Cola und die Pommes – den restlichen Burger stopfte sich Felix in seine Jacke; „das esse ich am Abend fertig!“ fügte er hinzu. - Das war nicht schön anzusehen. (Protokoll, 33.Treffen)

Nach unzähligen Mc Donalds und Kebab–Buden Besuchen dann das 51.Treffen: ...Danach wollte Felix zu Mc Donalds. An der Kasse bestellte er sich 5 Cheeseburger ein großes Cola, Pommes frites und 2 Saucen. Ich bestellte mir nichts, ich will dieses Essen einfach nicht mehr; abgesehen davon kostete Felix Bestellung ohnehin bereits um die 7 Euro (Budget für ein Treffen). Felix war in diesem Moment sehr irritiert – er fragte, warum ich nichts bestelle und ich sagte, dass ich ohnehin zu dick bin und daher gerne drauf verzichten kann. (Protokoll, 51.Treffen)

Ab diesem Zeitpunkt gingen wir nie wieder zu Mc Donalds, Burger King oder in irgendeine Kebab – Bude, er wollte nicht mehr. Stattdessen begann Felix Unmengen an Chips, Schokolade und Cola zu kaufen (was man bekommt für 7 Euro). Der Höhepunkt dieser Phase wurde dann beim 56. Treffen erreicht: ...Felix wollte ganz explizit zu einem Euro - Spar gehen, da dort das Cola gerade im Angebot ist. Als wir dort angekommen sind hat sich Felix vier 2 Liter Flaschen Cola gekauft. Als ich ihn gefragt habe, was er denn mit soviel Cola machen will, sagte er folgendes: „Ich möchte heute Abend mit dem Philipp (sein Zimmer Kollege) in der Nacht noch einen Mitternachts Snack einlegen – dafür brauche ich das Cola. Eines bekommt der Philipp und vielleicht gebe ich der Natalie auch eines.“ [...] Zum Abschluss mussten wir noch in einen Pizza Laden gehen wo Felix noch etwas kaufen wollte; von seinem Geld, da unser Budget bereits verbraucht war. In der Pizzeria bestellte Felix dann eine ganze Salami Pizza. Ich fragte, warum er um 18:00 Uhr, also knapp vor dem

Abendessen noch eine frische Pizza bestellt und bekam zur Antwort: „Die Pizza gehört dazu zu unserem Mitternachts –Snack. Da haben wir dann ur viel Cola und zum Essen eine Pizza. Und wenn ich dann irgendwann in der Nacht aufwache, kann ich auch noch naschen und trinken.“ (Protokoll, 56.Treffen)

Zwar soll nicht zuviel in den überaus großen Appetit von Felix hineininterpretiert werden, denn junge Männer mit 14 Jahren haben nun einmal einen gesteigerten Kalorienbedarf, doch fallen ein paar signifikante Handlungsabläufe auf, die sehr wohl näherer Betrachtung bedürfen.

Signifikant war, dass Felix nur so lange in diverse Restaurants gehen wollte, solange auch der therapeutische Gefährte mit ihm zusammen essen wollte. Als diese, bereits ritualisierten Abläufe, gestört wurden (siehe Protokoll, 51.Treffen), änderte sich der Ablauf dramatisch. Ab diesem Zeitpunkt wurde das anscheinend als sehr lustvoll erlebte Essen mit nach Hause genommen und auf diese Weise auch ein Stück der Sicherheit bringenden Situation.

Habermas beschreibt hierzu, als Beispiel eines pathologischen Dinggebrauchs, die Bedeutung von Sicherheitsobjekten bei angstneurotischen Erkrankungen. Menschen mit Phobien sind meist eng an Personen gebunden, in deren Anwesenheit sie weitgehend angstfrei bleiben. (Vgl. Habermas 1999, S. 371) Auch bei Felix kann durchaus davon ausgegangen werden, dass mehr oder weniger große Ängste vorhanden sind. Diese Ängste sind nicht speziell zu charakterisieren, sondern hängen eher damit zusammen, sich überhaupt in der Welt zu Recht zu finden, sich einen Platz in ihr zu erkämpfen, beziehungsweise Freundschaften und Bindungen zu gestalten und zu erhalten. Genau solche Ängste sind im Zusammensein mit dem therapeutischen Gefährten nicht vorhanden, denn es wurde Vertrauen aufgebaut und dadurch ist ein „potential space“ entstanden, in dem sich Felix zwanglos und vor allem angstfrei bewegen und ausprobieren kann. Doch in der Erwartung einer bevorstehenden und vor allem möglichen Gefahr wird ist es oft ratsam, so auch bei Felix, eine „Sicherheit“ parat zu haben. Dafür wird sozusagen eine Art Sicherheitsobjekt mitgenommen und mitgeführt, das Angst lindernd fungiert und außerdem ein versichernder Begleiter ist.

Solche antiphobischen Objekte sind unter der absoluten Kontrolle des Benützers und damit jeder Zeit erreichbar. Sie werden in quasi ritualisierter Weise ständig bei sich getragen und dienen nicht der Anregung zu kreativen Phantasien oder

Handlungen. In gewisser Weise dienen sie der Verleugnung der Realität, nämlich des Allein- und Getrenntseins von Sicherheit stiftenden Personen, beziehungsweise scheinen sie als temporärer Ersatz für diese abwesenden, Sicherheit gebenden Bezugspersonen zu dienen. (Vgl. Habermas 1999, S. 372)

3.7.4. Die Problemlage „der kreative Umgang mit Problemsituationen“

Wie schon mehrmals erwähnt, wird im Zusammensein von Felix mit dem therapeutischen Gefährten, also mit einer Sicherheit stiftenden Bezugsperson, ein potential space eröffnet. Diese entstehenden Freiräume oder besser gesagt diese intermediären Räume können wiederum in verschiedenen Situationen unterschiedlich genutzt werden. So auch in schwierigen Problemsituationen in denen sich Felix befunden hat. Auffallend war die kreative Kraft in der Konstruktion von Lösungsmöglichkeiten die Felix verwenden konnte, um innere Konflikte und äußere Problemsituationen zu meistern. Stellvertretend soll eine Episode dargestellt werden, die sehr gut den individuellen Umgang von Felix mit Problemsituationen illustriert, beziehungsweise sogar so etwas wie eine Art Selbstkonzeption erahnen lässt.

34. Treffen: ...*Wir marschierten zur Mariahilferstraße und auf dem Weg dorthin erzählte Felix folgendes: „Am Wochenende bin ich ja zum Papa gegangen. Ich war dann im Bacherpark Fußball spielen und bin dann am frühen Abend nach Hause. Als ich dann in mein Zimmer gekommen bin, hab ich das Fenster aufgemacht, weil es halt ur stickig war. Und als ich das Fenster aufmache und natürlich rausschaue, sehe ich durch ein ebenfalls geöffnetes Fenster, schräg vis a vis, in ein Badezimmer rein und in diesem Badezimmer steht ein Mädchen, das sich gerade abtrocknet, also nackt ist. Für einen ganz kurzen Augenblick schauten wir uns in die Augen – ich bin dann gleich weg vom Fenster und hab mir nichts weiter dabei gedacht. Keine 10 Minuten später läutet es dann an der Tür. Ich mache auf und eben dieses Mädchen steht vor mir. Sie war total wütend und hat mich ur beschimpft. Dass ich ein widerlicher Spanner bin und ob ich nichts Besseres zu tun hab, als andere auszuspechteln. Ich hab ihr dann versucht die Situation zu erklären und hab ihr gesagt, dass es keine Absicht war, sondern ein blöder Zufall. Außerdem hab ich mich entschuldigt, aber sie hat mich nur angebrüllt und mir Vorwürfe gemacht. Nach*

5 Minuten ist sie dann gegangen. Ich bin dann zurück ins Zimmer und als ich mich vor den Computer setzte, läutet es noch einmal an der Tür. Gut – ich wieder zu Tür und schon wieder steht das Mädchen da. Sie wollte sich entschuldigen, dass sie so überreagiert hat und dann hat sie noch gesagt, dass sie mir glaubt und sie hofft, dass nun alles wieder in Ordnung ist. Ich hab dann mit ihr noch ein wenig geplaudert und schließlich haben wir uns ausgemacht, dass wir uns einmal eine DVD miteinander anschauen werden.“ Ich fragte Felix wie alt das Mädchen war und er meint, so ca. 15 Jahre alt. Momentan war ich perplex und wusste nicht so recht was ich sagen sollte. Ich stammelte Sachen wie: „tolle Geschichte“ oder „du musst mir unbedingt erzählen wie das weitergeht“, aber insgeheim war mir klar, dass das niemals so stattgefunden hat. (Protokoll 34. Treffen)

Ich hab mir viele Gedanken gemacht, wie diese Geschichte zu verstehen ist und war schon sehr gespannt auf die Supervision. Noch bevor ich aber in die Supervision gegangen bin, hatte ich Teamsitzung in der Child Guidance Clinic im 5. Bezirk. Dort wurde mir berichtet, dass Felix von einer Mutter eines Mädchens aus seiner WG angezeigt wurde, weil er ein anderes Mädchen aus der WG angeblich sexuell belästigt hatte. Darauf hin musste Felix zur Polizei, wo er angeblich auf sehr ungute Art von einem Beamten verhört und befragt wurde. Die ganze Sache wurde dann zu den Akten gelegt, weil das angeblich belästigte Mädchen ausgesagt hatte, dass sie die Freundin von Felix sei und daher gar nichts gegen das Verhalten von Felix hatte. Trotzdem wurde Meldung an die Fürsorge erstattet und Felix wurde von einem Verein mit dem Namen LIMES ausgetestet ob er nicht doch eine potentielle Gefahr als sexueller Straftäter darstellt oder eine gewisse Affinität für junge, minderjährige Mädchen hat. Bei der Testung konnte jedoch kein auffälliges oder gefährliches Verhalten festgestellt werden.

Ich habe dann sehr intensiv darüber nachgedacht, wie ich mit diesen Informationen umgehen sollte, noch dazu wenn man sich die Geschichte von dem letzten Treffen in Erinnerung ruft, die nun unter einem völlig anderen Licht erscheint. Soll ich Felix darauf ansprechen? Oder besser nicht? (Protokoll, 35.Treffen)

36. Treffen: Ich holte Felix ab. Ich hatte natürlich ein eigenartiges Gefühl, weil ich mir nicht wirklich sicher war, wie ich auf die Sache reagieren sollte. Ich beschloss abzuwarten und zu schauen, ob etwas von Felix kommt.

Wir gingen los und ich fragte Felix was es Neues gibt. Er sagte: „Nichts!“ Dann erzählte er mir über die Schule und über Freunde, bis er plötzlich aus heiterem Himmel sagte: „Ich hab dich gesehen letzte Woche – beim Palmers. Du warst dort mit einem Mädchen. Einem jungen Mädchen. Was hast du denn dort gemacht?“ In diesem Moment stellte ich mir natürlich erneut die Frage, ob ich Felix auf die ganze Sache ansprechen sollte, denn natürlich besuchte ich in der letzten Woche keine Palmers Filiale mit einem jungen Mädchen. Ich beschloss nichts zu sagen – zu groß wäre jetzt die Demütigung gewesen, beziehungsweise hätte ich Felix bloßgestellt und ich wusste nicht, ob sich das für unsere Beziehung belastend hätte auswirken können. Also sagte ich Felix, dass ich mich niemals mit einem so jungen Mädchen einlassen würde. „Erstens würde ich mich strafbar machen und zweitens sind meine Interessen mit 32 Jahren völlig andere, als sie junge Mädchen mit 16, 17 Jahren haben – so etwas kann gar nicht funktionieren. Außerdem hat es schon Sinn, dass man sich einen Partner sucht der annähernd in einem ähnlichen Altersbereich ist, wie man selbst.“ Felix nahm diese Aussagen von mir kommentarlos hin. Ich hatte das Gefühl, dass er so durchaus zufrieden war. Ich bin sehr froh gewesen, dass ich Felix nicht bloßstellen musste und bin der Meinung, dass wir die Angelegenheit auf diese Art eigentlich sehr ausführlich besprochen haben – denn Felix hat im Grunde alles erzählt – man musste es nur richtig verstehen. (Protokoll, 36.Treffen)

Doch für Felix war die Geschichte noch nicht vollständig durchdacht, wie das 38. Treffen gezeigt hat: Ich holte Felix ab. Er war unglaublich gut gelaunt und das Erste was er mir erzählte war folgendes: *„Als ich am Wochenende nach Hause gekommen bin, war der Papa nicht da. Ich gehe also in mein Zimmer und stelle meinen Rucksack ab. Da höre ich es von irgendwo her rascheln, aber so komisch, in unregelmäßigen Abständen. Ich hab dann alles durchsucht, bis ich plötzlich ein kleines Kätzchen entdeckte. Die muss über das Fenster in Wohnung gekommen sein, anders kann ich mir das nicht erklären. Es war damals aber bereits so ca. 21:00 Uhr und der Papa war nicht da. Also hab ich der Katze eine Schale Milch gegeben und ein paar Blätter Wurst. Ich bin dann irgendwann eingeschlafen. Später in den Morgenstunden ist dann der Papa nach Hause gekommen und entdeckt mich mit der Katze im Bett. Der ist dann recht ausgeflippt, der will das nicht. Auf jeden Fall ist es aber so: weißt du, der Papa ist sehr herzkrank und soll sich nicht so aufregen – was mit einer kleinen Katze aber Alltag wäre, daher habe ich beschlossen mit der Katze*

am nächsten Tag zur Polizei zu gehen – vielleicht vermisst sie ja jemand. In der Früh bin ich dann zur Polizei, aber die Beamten dort waren ur deppert. Die haben gesagt, dass sie da auch nichts machen können und sie nicht für Katzen zuständig sind. Also bin ich wieder los und verlasse die Polizeistation – und als ich sie verlasse, kommt mir ein junges Mädchen, so ca. 15 Jahre alt, entgegen, die mich fragt, ob das meine Katze ist. Ich hab nein gesagt und gleich gefragt ob sie eine Katze vermisst? Als sie meinte, dass es ihre Katze sein muss, hab ich sie noch nach einem besonderen Kennzeichen gefragt, also ob die Katze irgendeinen auffälligen Fleck oder so etwas Ähnliches hat. Sie konnte mir von dem weißen Fleck am Hals berichten – es war ihre Katze. Die war so glücklich sag ich dir. Die hat sogar geweint. Dann haben wir noch geplaudert und sie hat mich nach meiner Telefonnummer gefragt, weil sie einmal mit mir ausgehen will.

(Protokoll, 38.Treffen)

Anhand dieser 3 Treffen kann sehr gut beobachtet werden, wie Felix mit einer für ihn ganz offensichtlich erdrückenden Problemsituation versucht fertig zu werden. Man beschuldigt ihn etwas Schlimmes gemacht zu haben. Diese Anzeige kam nicht von der Mutter des angeblich belästigten Mädchens, sondern von der Mutter eines anderen Mädchens, welches die sexuellen Übergriffe beobachtet haben soll. Dann muss Felix zur Polizei, wo er angeblich sehr aggressiv verhört wurde. Und zuletzt wird er noch von einem Team ausgetestet, das beweisen will, dass Felix ein potentieller Sexualstraftäter ist. Das sind Vorwürfe und Anschuldigungen, die ein Bild einer Realität suggerieren, mit dem Felix absolut nicht einverstanden sein konnte.

Und der beschriebene Versuch von Felix, diese äußere Realität und seine inneren Phantasien wieder so auszugleichen, damit wieder ein zumindest halbwegs erträgliches Bild von sich selbst konzipiert werden kann, ist unglaublich beeindruckend.

Er verwendet den Übergangsraum, der sich im Rahmen der therapeutischen Begleitung anbietet, um die Realität nicht zu verleugnen, sondern sie lediglich zu suspendieren und zu ergänzen. Dadurch kann auch davon ausgegangen werden, dass dieser Vorgang nicht von Abwehr diktiert wurde, sondern der Gestaltung alternativer Sichtweisen gedient hat. Denn würde Felix nicht diese kreativen und phantasiereichen Geschichten erfinden, müsste er seine Person in aller Form in Frage stellen, denn der Felix der in dieser Situation dargestellt wurde ist ein Monster,

das sich an kleinen Kindern sexuell vergeht. Nur durch das Erzählen seiner angeblichen Erlebnisse konnte wiederum ein ganz anderer Felix gezeichnet werden, einer, der seinen eigenen Wunschvorstellungen ähnlich ist, beziehungsweise entspricht. Jerome Brunner schreibt dazu: „Die typische Form dieser Rahmung der Erfahrung (und unserer Erinnerung daran) ist die Form der Erzählung.“ (Brunner 1997, S. 72) Das heißt, dass Felix durch die Narration ein sehr positives, ja sogar souveränes Bild von sich generieren konnte, also eine Wunschvorstellung von sich selbst, die seiner Entwicklung mit Sicherheit förderlich ist.

„Es geht hier also um einen intermediären Bereich von Erfahrung, in den in gleicher Weise innere Realität und äußeres Leben einfließen. Es ist ein Bereich, der kaum in Frage gestellt wird, weil wir uns zumeist damit begnügen, ihn als eine Sphäre zu betrachten, in der das Individuum ausruhen darf von der lebenslänglichen menschlichen Aufgabe, innere und äußere Realität voneinander getrennt und doch in wechselseitiger Verbindung zu halten.“ (Winnicott 1979, S. 11)

3.8. Zusammenfassung und Analyse zum Problemprofil bezüglich „Übergangsobjekte und Übergangsräume“

Die 4 ausgewählten Problemlagen können grundsätzlich in 2 Gruppen aufgeteilt werden:

1. Das Rauchen und das Essen

Zuerst sollen die Problemlagen „das Rauchen“ und „das Essen“, als persönliche Objekte erwähnt werden, die von Felix in sehr problematischer Weise verwendet werden, ja sogar pathologischen Charakter annehmen können und in diesen Formen auch stark entwicklungshemmend wirken. Es wurde vorgeschlagen, Habermas folgend, die Problemlage „das Rauchen“ als „überwertiges Trauerobjekt“, beziehungsweise die Problemlage „das Essen“ als Sicherheitsobjekt bei angstneurotischen Zuständen, zu charakterisieren. Diese beiden Arten von Objektverwendungen sind nur noch sehr entfernt verwandt mit den ursprünglich zu untersuchenden Übergangsobjekten. Trotzdem geben sie einen guten Einblick in die inneren Vorgänge und Phantasien von Felix, und seine Versuche mit äußeren

Gegebenheiten zurechtzukommen. In diesem Sinne können diese Objektverwendungen als Instrumente verstanden werden, die manchmal besser (bei der Problemlage „das Essen“) und manchmal schlechter (bei der Problemlage „das Rauchen“) Felix dabei helfen die eigene Entwicklung voranschreiten zu lassen, eine Selbstkonzeption zu generieren und somit eine Identitätsbildung zu ermöglichen. Auf jeden Fall zeigen die beiden Problemlagen in beeindruckender Art und Weise wie eng beziehungsweise wie wenig getrennt der Mensch von seinen persönlichen Objekten agiert. Zwar beweist die sehr intensive Nutzung der dargebotenen intermediären Räume durch Felix, dass ganz offensichtlich ein „good – enough - mothering“ vorhanden sein musste, sonst wäre die Verwendung von Übergangsphänomen gar nicht möglich, doch gleichzeitig muss darauf hingewiesen werden, dass die Qualität der frühen Objektbeziehungserfahrungen entscheidend dafür sind, welche Impulse, Wahrnehmungen und Konflikte als zugehörig zum eigenen Selbst und Selbstideal beziehungsweise zum eigenen Überich erlebt werden können und welche der Zensur anheim fallen, das heißt ins Unbewusste verbannt werden. (Vgl. Garlichs, Leuzinger-Bohleber 1999, S. 133) In Anbetracht des von Felix als schwer traumatisch erlebten Todes seiner Mutter ist es daher gut nachvollziehbar, dass es für Felix unglaublich wichtig war Trauerobjekte zu generieren (zum Beispiel: die Problemlage „das Rauchen“) und nach neuen, stützenden Objekten zu suchen, die ihm dabei helfen mit seinen Ängsten besser umgehen zu können (zum Beispiel: die Problemlage „das Essen“).

2. Das Spiel und der kreative Umgang mit Problemsituationen

Als zweites stehen die Problemlagen „das Spiel“ und „der kreative Umgang mit Problemsituationen“ als Objektverwendungen, die in sehr eindeutiger Form mit den beschriebenen Übergangsräumen verglichen werden können.

Es sind vor allem zwei Punkte die, auch im Zusammenhang mit der therapeutischen Begleitung von Felix, als entscheidend betrachtet werden sollen:

- Übergangsphänomene können nur in einem Spielraum entstehen, der von der tatsächlichen Realität, also von der Aufmerksamkeit der Umwelt auf welche man sich ja dann letztendlich einstellen soll, nicht eingenommen wird. Nur wenn die Person sich sicher fühlt und sich wie an einem extra dafür zu

Verfügung gestellten Ruheort entspannen kann beziehungsweise auch ausreichend Vertrauen in die Bezugsperson generieren kann, ist es für den Agierenden möglich seine Handlungen in entsprechender Freiheit zu setzen und nur dann ist jene Person in der Lage „sich in einem unintegrierten Zustand“ (Habermas 1999, S. 354) zu befinden, der es zulässt über die eigenen Handlungen und Äußerungen zu staunen und sich auf diese Art und Weise kreativ zu entfalten und in weiterer Folge dann auch die neuen erlebten Momente und Gefühle sich dann wiederum Schritt für Schritt anzueignen, also eine „reflexive Aneignung des unintegriert Produzierten.“ (Habermas 1999, S. 354)

Bei Felix war gut erkennbar, dass es für ihn im Laufe der therapeutischen Begleitung möglich wurde intermediäre Räume immer besser nutzen zu können und somit auch Impulse, Wahrnehmungen und Konflikte als zugehörig zum eigenen Selbst zu akzeptieren (siehe 45. Treffen: selbstironisches Reden; beziehungsweise 34., 35. und 38. Treffen: der kreative Umgang mit Problemsituationen) und dadurch eine Selbstkonzeption zu generieren, als auch eine Identitätsbildung zu ermöglichen.

- Übergangsphänomene bei älteren Kindern, Adoleszenten oder Erwachsenen können nur dann genutzt werden, wenn eine „good enough environment“ vorhanden ist. Diese ausreichend gute Umwelt ist für den Agierenden aber nur dann vorhanden, wenn auch stabile Personenrepräsentanzen gegeben sind. „Übergangsobjekte, Spielen und alle weiteren Aktivitäten im Spielraum setzten ein Urvertrauen, eine grundlegende Zuversicht, eine stabile Personenrepräsentanz voraus und helfen zugleich, so Winnicott, eine solche erstmals zu errichten.“ (Habermas 1999, S. 353)

Diese stabile Personenrepräsentanz, die wiederum Voraussetzung für die Nutzung von intermediären Räumen ist, ist (im Idealfall) durch den therapeutischen Gefährten gegeben. Die Erfahrung von stabilen Personenrepräsentanzen wiederum kann als Hilfe verstanden werden um auch in Zukunft weitere stabile Personenrepräsentanzen für sich generieren zu können.

- Noch einmal soll in Erinnerung gerufen werden, dass das Spiel ohne Vertrauen nicht möglich ist. Und zwar Vertrauen in die Haltbarkeit der spielerischen Illusion und das impliziert gleichzeitig ein Vertrauen in die Umwelt, also ein Vertrauen in die Verlässlichkeit der Bezugspersonen, die das Kind nicht verlassen oder hintergehen. (Vgl. Habermas 1999, S. 353) Anhand des chronologischen Verlaufs der Protokolle 6, 7 beziehungsweise 45 ist sehr gut erkennbar, dass ganz offensichtlich im Verlauf der therapeutischen Begleitung eine immer stabilere Personenrepräsentanz bei Felix generiert werden konnte. Dadurch konnte auch eine „good enough environment“ entstehen, die Felix dann für sich in vielerlei Hinsicht nutzen konnte.

Auch bei dem Beispiel zum Thema „der kreative Umgang mit Problemsituationen“ kann die Frage gestellt werden, ob nicht durch ein direktes Erwähnen des angeblichen sexuellen Übergriffs (siehe 35., 36., 38.Treffen) während der Treffen, die Haltbarkeit der spielerischen Illusion gestört worden wäre, beziehungsweise dadurch auch eine in Felix bereits entstandene Konzeption mit Problemen umzugehen (diese im intermediären Raum in einigen Schritten mit dem therapeutischen Gefährten Stück für Stück durchzudenken und sie somit zu verarbeiten) schlagartig als „nicht erfolgreich“ ausgewiesen worden wäre. Denn durch das Ansprechen seiner Situation wäre die Realität plötzlich zu wirkmächtig in den Übergangsraum eingedrungen und somit wäre seine Selbstkonzeption im Umgang mit seinem Problem nicht mehr sinnvoll gewesen. Dadurch hätte es auch passieren können, dass die entstandene Personenrepräsentanz von dem therapeutischen Gefährten von Felix als unsicher empfunden worden wäre.

3.8.1. Der therapeutische Gefährte als Übergangsobjekt

- Felix wurde von seiner Therapeutin vorgeschlagen, sich einmal pro Woche mit einem jungen Mann zu treffen, der dann allerlei Sachen mit ihm unternehmen soll – den therapeutischen Gefährten. Felix hat dieses Übergangsobjekt „vorgefunden und sich angeeignet“.
- Es gab einige Gründe dafür, dass Felix als ein Kind ausgewählt wurde, das sich mit einem therapeutischen Gefährten treffen sollte:

Bindungsschwierigkeiten, entwicklungsbedingte Ängste und Hemmungen, Verlustängste durch den Tod seiner Mutter...um nur einige zu nennen.

- Eine stabile Personenrepräsentanz, die wiederum Voraussetzung für die Nutzung von intermediären Räumen ist, war durch den therapeutischen Gefährten gegeben.
- In vielen Situationen war es Felix, zusammen mit dem therapeutischen Gefährten, möglich, sich an schöne und traurige Ereignisse zu erinnern, neue selbstreflexive Selbstkonzeptionen zu generieren und nicht zuletzt diverses Bindungsverhalten nachzuspielen oder auszuprobieren.
- Aufgrund dessen, dass alle diese Punkte zutreffen, kann davon ausgegangen werden, dass der therapeutische Gefährte als eine Art Übergangsobjekt für Felix angesehen werden kann.

4. Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in der Arbeit der therapeutischen Begleitung

4.1. Einführung

Dem Erleben, das sich „gerade jetzt“, in diesem Augenblick vollzieht, wurde bislang in der tiefenpsychologischen Forschung sehr wenig Bedeutung angedacht. Laut Daniel Stern ist diese Unkenntnis über die Vorgänge aus drei Gründen mehr als verblüffend:

„Erstens sind wir nur jetzt subjektiv lebendig und bewusst, und nur jetzt können wir unser Leben direkt erleben. Alles andere ist, um es mit einer genealogischen Metapher zu sagen, ein Erleben zweiten oder dritten Grades. Lediglich der gegenwärtige Moment ist rohe subjektive Realität, phänomenales Erleben.

Zweitens beruhen die meisten psychotherapeutischen Verfahren auf der Annahme, dass nichts besser als die therapeutische Arbeit im Hier und Jetzt geeignet sei, Veränderungen herbeizuführen. Im Hier und Jetzt nämlich spielt sich der von beiden Beteiligten wahrgenommene Kontakt zwischen der Psyche des Therapeuten und der Psyche des Patienten ab. [...]

Drittens beruhen psychodynamische Theorien der therapeutischen Veränderung auf der Überlegung, dass die Vergangenheit einen in höchstem Maße prägenden

Einfluss auf die Gegenwart ausübt. In gewissem Sinn steht die Vergangenheit im Mittelpunkt. Dementsprechend wissen wir viel darüber, wie frühere Geschehnisse das gegenwärtige Erleben beeinflussen. Weniger Aufmerksamkeit haben wir dem gegenwärtigen Erleben, während es Einflüssen ausgesetzt ist und sich vollzieht, gewidmet. Wie sähen Psychotherapie und therapeutische Veränderung aus, wenn der Gegenwartsmoment im Mittelpunkt stünde?“ (Stern 2005, S. 22)

Gerade im Prozess der therapeutischen Begleitung steht das Miteinander des Jugendlichen und seines therapeutischen Gefährten im Hier und Jetzt im Mittelpunkt eines jeden Treffens. Die Beziehung, das intersubjektive Verständnis füreinander und die Möglichkeit die Gefühle des Kindes richtig einzuordnen sind grundlegende Parameter für ein gelungenes Miteinander. Wie schon im letzten Kapitel erwähnt, ist das Erschaffen einer ausreichend guten Umwelt eine Voraussetzung zur Möglichkeit für den jungen Klienten, damit er überhaupt in der Lage ist, Freiräume zu erschaffen und diese auch zu nutzen. Dafür ist, wie auch schon erwähnt wurde, gerade das Generieren von Vertrauen eine absolute Notwendigkeit. Gerade dieses Vertrauen benötigt das weiter oben angesprochene intersubjektive Verständnis füreinander, ansonsten könnte es nicht generiert werden, da sonst ganz offensichtlich ein Kommunikationsproblem vorliegen würde. In dem Kapitel: „Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in der Arbeit der therapeutischen Begleitung“, soll dargestellt werden, dass gerade im Hier und Jetzt, also im gegenwärtigem Moment, der Schlüssel für ein wohlwollendes Arbeitsklima, als auch für eine gut funktionierende Beziehung zwischen Klient und therapeutischen Gefährten zu finden ist.

4.2. Wie kann man das „Jetzt“ fassen?

Laut Stern hatte sich die psychotherapeutische Forschung bis heute weniger dem Jetzt selbst gewidmet, als vielmehr der Beziehung des Jetzt zu anderen Zeitabschnitten, also vor allem zu der Vergangenheit, beziehungsweise zu der Zukunft. „Was also fangen wir mit dem Jetzt an, während wir das Leben erleben – das heißt, noch während die Gegenwart sich entfaltet?“ (Stern 2005, S. 24)

Stern widmet sich für die Beantwortung dieser Frage dem Zeitverständnis der antiken Griechen und führt den Begriff des Kairos ein. „Kairos ist der

vorübergehende Augenblick, in dem etwas geschieht, während die Zeit sich entfaltet. Er ist das Entstehen eines neuen Sachverhalts und vollzieht sich in einem Moment des Gewahrseins. Kairos hat seine eigenen Grenzen, die den Fortgang der linearen Zeit transzendieren. Gleichwohl enthält er auch eine Vergangenheit. Er ist eine subjektive, von Chronos abgesetzte Parenthese. Kairos ist die entscheidende Gelegenheit, der Augenblick, der Handeln verlangt oder dem Handeln günstig ist, ein Zusammentreffen von Ereignissen, das ins Bewusstsein gelangt und uns klar macht, dass wir jetzt, unverzüglich, etwas unternehmen müssen, um das eigene Schicksal – sei's für die nächste Minute, sei's fürs ganze Leben – in eine andere Richtung zu lenken. Das Schicksal wird sich auch verändern, wenn man nichts unternimmt, aber diese Veränderung wird, weil man nicht gehandelt hat, von anderer Art sein. Kairos ist ein kleines Fenster des Werdens und der günstigen Gelegenheit.“ (Stern 2005, S. 25 f.)

Genauso sollen auch die Gegenwartsmomente verstanden werden. Sowohl im Alltagsleben als auch in der klinischen Situation könnte man solche beschriebenen Momente als Mikro – Kairoi bezeichnen, weil die Entscheidungen um die es in diesen Situationen geht, eben von geringerer Tragweite sind, beziehungsweise keine langfristigen Folgen entstehen müssen. Somit wäre festzuhalten, dass Gegenwartsmomente zugleich auch Kairoi sind, ungeachtet ihrer Größenordnung. (Vgl. Stern 2005, S. 26)

In diesem Sinne soll das „phänomenale Jetzt“ (Stern 2005, S. 26), in dem sich häufig zwar sehr kleine, aber dennoch bedeutsame affektive Geschehnisse abspielen, die wiederum in wenigen Sekunden das Jetzt konstituieren, der Ausgangspunkt der weiteren Gedanken werden.

4.3. Was ist ein Gegenwartsmoment?

Stern behauptet, dass die Gegenwärtigkeit des subjektiven Lebens außer Frage steht, denn es gibt ja keine Alternative dazu. Argumentiert wird dieser Sachverhalt folgendermaßen: Wenn zum Beispiel sich jemand an ein zurückliegendes Ereignis erinnert, dann findet die Erfahrung des Sich – Erinnerns im Jetzt statt. Oder auch wenn über etwas berichtet wird, dass eben erst geschehen ist, wird dennoch erst im Jetzt darüber gesprochen, denn das Sprechen ist eine Erfahrung im Jetzt. Selbst

wenn über die Vorstellungen der Zukunft phantasiert wird, passieren diese Gedanken im Jetzt. Das heißt, dass Phantasien, Träume, aber auch Rückblicke auf vergangene Ereignisse immer der Einbindung der Gegenwart bedürfen. Das Bewusstsein, dass die gesamte Erfahrung des Sich – Erinnerns, als auch des in die Zukunft Schweifens im Jetzt stattfindet, ist zwar sehr trivial, dennoch aber verblüffend.

Demnach ist der Gegenwartsmoment eine subjektive, psychische Prozesseinheit, deren man sich bewusst ist. (Vgl. Stern 2005, S. 42) „Die Art und Weise, wie er einsetzt und wie er endet, ist mitunter schwierig zu definieren. Merleau – Ponty (1945) hat beschrieben, dass ein Gegenwartsmoment wie eine auffallende, ganz neue Gegenwart vor uns auftaucht – so wie uns plötzlich eine Erinnerung einfällt, ein neuer Gedanke durch den Kopf schießt oder uns eine Wahrnehmung bewusst wird. Uns ist nicht bewusst, wie diese Erinnerung (oder der Gedanke) in unser Gewahrsein gelangt ist, weil wir sie unbewusst, intuitiv, konstruiert haben. Sie kann aufwallen und wie eine gewaltige Meereswoge über uns hereinbrechen oder wie eine sanfte Welle ansteigen und leise zurückweichen.“ (Stern 2005, S. 43 f.)

So kann zusammenfassend gesagt werden, dass der Gegenwartsmoment weder durch die Vergangenheit völlig ausgeblendet, noch von der Zukunft restlos ausgelöscht werden kann. Ganz im Gegenteil – vielmehr determiniert der Gegenwartsmoment das Erlebte aus der Vergangenheit, das in die Gegenwart hineingetragen wurde, beziehungsweise wird die imaginierte Zukunft ebenfalls durch die Gegenwart zuerst umrissen. (Vgl. Stern 2005, S. 49)

„So entsteht in der Kunst, im Leben und in der Psychotherapie ein praktisch ununterbrochener Dialog zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.“ (Stern 2005, S. 49)

4.3.1. Charakteristische Eigenschaften des Gegenwartsmoments

Daniel Stern beschreibt die Merkmale eines klinisch relevanten Gegenwartsmoments folgendermaßen:

1. *„Gewahrsein oder Bewusstsein ist eine notwendige Voraussetzung für einen Gegenwartsmoment.“*

Der Gegenwartsmoment entfaltet sich in einer Zeitstrecke des Gewahrseins oder bewussten Erlebens. Dennoch sind Gegenwartsmoment und Bewusstsein nicht identisch. Der Gegenwartsmoment ist die gefühlte Erfahrung dessen, was in einer kurzen bewussten Zeitspanne geschieht.

2. *Der Gegenwartsmoment ist nicht die verbale Schilderung einer Erfahrung.*

Er ist eine ursprüngliche gelebte Erfahrung. Er liefert das Rohmaterial, das einem späteren mündlichen Bericht zugrunde gelegt werden kann.

3. *Die gefühlte Erfahrung des Gegenwartsmoments ist all das, dessen ich mir jetzt, während ich den Moment lebe, gewahr bin.*

[...] Der Inhalt des Gegenwartsmoments ist einfach zu bestimmen – er ist das, was sich aktuell auf der mentalen Bühne abspielt. Subjektive Erfahrung erreicht das Gewahrsein weder passiv noch in vollendeter Gestalt. Sie wird vielmehr aktiv durch die Zusammenarbeit unserer Psyche und unseres Körpers konstruiert. [...] Subjektiv aber erscheinen die aktuellen psychischen Inhalte, die in einem Gegenwartsmoment enthalten sind, unbemerkt ins Gewahrsein zu gleiten oder mitunter zu springen, ohne dass wir von ihrer Bildung Notiz genommen hätten. Wir nehmen dies als vollkommen natürlich hin.

Der Gegenwartsmoment ist häufig schwer zu erfassen, weil wir immer wieder blitzschnell aus dem aktuellen Erleben herausspringen, um eine objektive Position, den Blickwinkel einer dritten Person, zu beziehen. [...] Und von dieser distanzierten Position aus können wir fragen: „Kann es nicht so und so erklärt werden?“, oder: „Eigentlich ist folgendes geschehen...“ Gewöhnlich übersehen wir dabei, dass wir mit jedem Sprung aus einem Gegenwartsmoment heraus in einen anderen (den nächsten) Gegenwartsmoment hineingelangen – in diesem Fall in die neue Gegenwartserfahrung des Nachdenkens über die vorangegangene Gegenwartserfahrung. [...]

4. *Gegenwartsmomente sind von kurzer Dauer.*

Der Gegenwartsmoment hat eine Dauer von einigen Sekunden. [...] Es gibt auch zahlreiche sehr kurze, deutlich weniger als eine Sekunde dauernde Vorgänge, die wir bewusst erleben: beispielsweise das plötzliche Wiedererkennen eines uns vertrauten Gesichts. [...]

5. *Der Gegenwartsmoment hat eine psychische Funktion.*

Eine subjektive Erfahrung muss genügend neu oder problematisch sein, damit sie ins Bewusstsein gelangen und zu einem Gegenwartsmoment werden kann. Gegenwartsmomente bilden sich um Vorgänge herum, die das gewöhnliche durchbrechen oder ein erwartetes reibungsloses Funktionieren vereiteln. Infolgedessen erfordern sie mentale (und vielleicht auch physische) Aktivität. Weil in Reaktion auf das Bewusstwerden etwas getan werden muss oder getan werden könnte, sind diese Momente mit einem Gewahrsein von Konsequenzen und einem Sicheinlassen auf die Welt verbunden. Denken wir auch hier an Kairos. [...]

Der Gegenwartsmoment muss also psychische Arbeit leisten. Diese Arbeit setzt eine hohe Beweglichkeit voraus, denn er muss sich pausenlos mit dem, was in einer in unaufhörlichem Wandel begriffenen Welt geschieht, auseinandersetzen oder sich darauf vorbereiten, damit umzugehen. Er verbindet die Sequenz kleinster, Sekundenbruchteile dauernder Vorgänge, mit denen die Welt uns konfrontiert, zu kohärenten Einheiten, an die wir uns anpassen können.

6. *Gegenwartsmomente sind holistische Geschehnisse.*

Der Gegenwartsmoment ist eine Gestalt. Er organisiert Sequenzen oder Gruppen kleiner, wahrnehmbarer Einheiten (wie Noten oder Phoneme), die wir registrieren, ohne es zu bemerken, zu Einheiten einer höheren Ordnung (zum Beispiel einer bedeutungsvollen Phrase).

7. *Gegenwartsmomente sind zeitlich dynamisch.*

Ein Großteil unseres Nachdenkens über psychische Phänomene war entweder zeitblind oder hat die zeitliche Dynamik gelebter Erfahrung ignoriert (Sheets–Johnstone, 1999). Im Unterschied dazu weist das Konzept des Gegenwartsmoments eine ausgeprägte zeitliche Dynamik auf, die mit der Temporaldynamik einer musikalischen Phrase vergleichbar ist. [...]

8. *Der Gegenwartsmoment ist, während er sich entfaltet, teilweise nicht vorhersagbar.*

Man kann nicht genau wissen, wie er sich entwickeln wird, weil man, bildlich gesprochen, auf dem Kamm der Welle reitet und sie sich noch nicht gebrochen hat. Jede kleine Welt eines Gegenwartsmoments ist einzigartig. Sie wird determiniert durch die lokalen Bedingungen der Zeit, des Raumes,

durch frühere Erfahrungen und durch die Besonderheiten ständig wechselnder Bedingungen, unter denen sie ihre Gestalt annimmt. Deshalb können wir sie nicht im Voraus kennen.

9. *Der Gegenwartsmoment setzt ein Selbstgefühl voraus.*

Während des gelebten Gegenwartsmoments sind Sie die einzige Person, der Ihre subjektiven Erfahrungen zuteil werden. Sie wissen, dass Sie selbst diese Erfahrungen machen. Diese Erfahrung gehört nicht einfach zu Ihnen, sie ist Sie. Unsere mentalen subjektiven Erfahrungen sind so tief in unsere Aktivitäten und Bewegungen und in die physiologischen Veränderungen, die Erfahrung ermöglichen, erzeugen und begleiten, eingebettet, dass es keineswegs merkwürdig ist, dass wir um unser Erleben wissen (Clark, 1997; Damasio, 1999; Sheets–Johnstone, 1984, 1999). [...]

10. *Das erlebende Selbst nimmt eine Haltung gegenüber dem Gegenwartsmoment ein.*

„Haltung“ bezieht sich auf die Distanz von der Erfahrung oder auf die Nähe zu ihr, auf den Grad des inneren Beteiligtseins, das Interesse, die emotionale Besetzung und die Bewertung dessen, was geschieht. [...]

11. *Unterschiedliche Gegenwartsmomente sind von unterschiedlich hoher Bedeutung.*

Es gibt ein breites Spektrum an Gegenwartsmomenten, von den seltenen und herausragenden (Kairoi), in denen das Leben eine andere Richtung einschlagen kann, bis zu praktisch folgenlosen. Je nach lokalem Kontext und abhängig davon, was auf dem Spiel steht, haben diese verschiedenen Momente viele Namen: Wir sprechen vom „großen Augenblick“, [...], „einem Moment der Wahrheit“ [...], „einem verdamnten Augenblick“[...] und einem „Jetzt – Moment“ (in der Therapie; siehe Stern, Sander, Nahum et al.; 1998). Zudem gibt es außerordentlich banale Gegenwartsmomente (Mikro – Kairoi), die den Lauf eines Lebens auf minimale, aber erkennbare Weise, Moment für Moment, verändern. [...]

Sie sind der Stoff, aus dem unsere fortdauernde Erfahrung besteht, ihre Bausteine, und sie sind es, die in der Psychotherapie auf der lokalen Ebene Veränderung herbeiführen.“ (Stern 2005, S. 50 ff.)

4.3.2. Der Gegenwartsmoment und die Narration - seine Organisation

Jerome Brunner behauptet, dass durch die Narration eine Rahmung der Erfahrung determiniert wird. Diese Schaffung eines Rahmens (framing) ist seiner Meinung nach notwendig, damit der Mensch überhaupt in der Lage ist eine Welt zu konstruieren und das Fließen der verschiedenen Ereignisse zu identifizieren, eben die diversen gelebten Ereignisse innerhalb dieser Welt zu segmentieren. (Vgl. Brunner 1997, S. 72) „Wären wir nicht in der Lage, eine derartige Rahmung vorzunehmen, würden wir uns in einem Sumpf chaotischer Erfahrungen verlieren und hätten wahrscheinlich als Spezies gar nicht überlebt. (Brunner 1997, S. 72)

Im Gegenwartsmoment wiederum sind sämtliche Elemente enthalten, die für eine derartige Konstruktion notwendig sind. Das Besondere am Gegenwartsmoment ist jedoch, dass es sich hier um eine Geschichte handelt, die gelebt wird, noch während sie passiert. Also die Rahmung durch Narration findet in diesem speziellen Moment nicht erst im Nachhinein statt, sondern sie konstruiert sich nonverbal, das heißt sie wird nicht in Sprache umgesetzt. Es kann daher gesagt werden, dass die zu untersuchenden kurzen Episoden und Geschichten vorwiegend aus Gefühlen bestehen, die sich im Subjekt entfalten – also eine Art nicht erzählte, emotionale Narration. Diese „gelebten Geschichten“ sind daher Erfahrungen, die innerlich narrativ gerahmt werden, ohne sie überhaupt in Worte zu fassen oder sie gar zu erzählen. Im Gegensatz dazu steht die „erzählte Geschichte“ – eine Geschichte, in der versucht wird jemanden Anderen die eigene „gelebte Geschichte“ zu schildern. (Vgl. Stern 2005, S. 71)

Jedoch sollen die gelebte, als auch die erzählte Geschichte nicht vollständig voneinander getrennt werden, denn beide Formen des framings haben auch wichtige gemeinsame Elemente.

So muss es zuallererst einmal einen Grund geben eine Geschichte zu produzieren, sich einer Geschichte bewusst zu werden. Es muss also einen Grund geben, warum die Psyche eines Menschen zum Leben erwacht. Diese Auslöser können zum Beispiel neuartige, unerwartete, problematische oder konfliktreiche Situationen sein, die zu bewältigen sind. Brunner schreibt dazu, dass eine einfache Aneinanderreihung von Ereignissen nicht ausreichend ist, damit eine Geschichte wirkmächtig wird, sondern es ist essentiell, dass Geschichten fesselnd sind. Im Alltag sind solche Situationen leicht zu identifizieren, wenn man sich in einem Ereignis

wieder findet, in dem die bestehenden Erwartungen nicht bestätigt werden. Genau dann, wenn solche zuwiderlaufenden Ereignisse eintreffen, wird die Psyche in den meisten Fällen alles unternehmen, um diese kritische Situation wieder zu normalisieren. Denn eine Geschichte beruht auf einer impliziten Annahme darüber, wie die Welt funktioniert und womit man normalerweise zu rechnen hat. (Vgl. Stern 2005, S. 72)

Die zweite Gemeinsamkeit besteht darin, dass Geschichten immer auf eine ganz bestimmte Weise strukturiert sind. Es muss immer ein Wer?, Warum?, Was?, Wann?, Wo? und Wie? enthalten sein, damit überhaupt ein gemeinsamer Zusammenhang zwischen den einzelnen Elementen hergestellt werden kann. (Vgl. Stern 2005, S. 73)

Und drittens muss eine Geschichte auch eine gewisse Dramaturgie besitzen. Es zieht sich eine Rahmung von der Exposition über die Krise bis zur Auflösung hinweg und somit wird durch den erzeugten Spannungsbogen ein zeitlicher Zusammenhang generiert. (Vgl. Stern 2005, S. 73) Stern differenziert in diesem „dramatischen Spannungsbogen“ zwei Erscheinungsformen. So identifiziert er in einer Geschichte die bereits angesprochene Zeitkontur, die die stattfindenden objektiven Veränderungen der (selbst noch so geringfügigen) Intensität oder Qualität der inneren oder äußeren Stimulation beschreibt. Und zusätzlich führt er noch den Begriff des Vitalitätsaffekts ein – „Mit dem Begriff Vitalitätsaffekt bezeichne ich die subjektiv erlebten Veränderungen innerer Gefühlszustände, die mit der Zeitkontur des Stimulus einhergehen. Der Gefühlsqualität der Vitalitätsaffekte werden am ehesten kinetische Begriffe gerecht, Wörter wie aufwallen, verblassen, flüchtig, explosiv, punkt zustrebend, berstend, sich hinziehend, strebend, zögernd, nach vorn gebeugt, zurückgelehnt usw. Vom Augenblick unserer Geburt an sind wir diesem Erleben tagtäglich ausgesetzt, indem wir atmen, saugen, uns bewegen, defäzieren, schlucken, krampfen usw. Jede dieser Erfahrungen besitzt ihre eigene Zeitkontur und ihren eigenen Vitalitätsaffekt.“ (Stern 2005, S. 79 f.)

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die angesprochenen Vitalitätsaffekte im Menschen so etwas wie ein intentionales Gefühl entstehen lassen, wodurch erst ein Zustand mit einem dramatischen Spannungsbogen verspürt werden kann, der wiederum der Geschichte erst die notwendige Gefühlskohärenz und Dramatik verleiht. (Vgl. Stern 2005, S. 85)

Nachdem nun versucht wurde die Gemeinsamkeiten von gelebter, als auch erzählter Geschichte herauszuarbeiten, sollen nun noch, diese doch sehr unterschiedlichen Erscheinungsformen von Narration, differenzierter betrachtet werden. Daniel Stern schreibt zunächst: „Es sollte nicht überraschen, dass in einen Gegenwartsmoment derart vieles hineingepackt werden kann; schließlich ist das narrative Format unsere grundlegende Form der Wahrnehmung und Organisation motivierten menschlichen Verhaltens (und dessen mündlicher Schilderung). Dies gilt offenkundig für die kleinsten kohärenten Erfahrungseinheiten ebenso wie für die größeren, für emotionale Erfahrungen ebenso wie für kognitive.“ (Stern 2005, S. 73)

Wenn also der Gegenwartsmoment, trotz seiner kurzen Existenz, als gelebte Geschichte und somit als eine gleichberechtigte Erscheinungsform von Narration, aufgefasst werden kann, dann darf davon ausgegangen werden, dass diese kurze Episode auch mit anderen Menschen geteilt werden kann. Und genau wenn diese Situation eintritt, dann erwacht Intersubjektivität zum Leben. Denn wenn zwei Menschen in der Lage sind eine gelebte Geschichte miteinander zu teilen, beziehungsweise sogar zusammen zu produzieren, dann verändert sich auch der Kontakt zwischen eben diesen Menschen. „Das, was geschieht, lässt sich nicht auf einen reinen Informationsaustausch reduzieren. Dies ist das Geheimnis des Hier und Jetzt.“ (Stern 2005, S. 74)

Und führt man diesen Gedanken fort, dass der natürlich sehr große und komplexe Umfang einer erzählten Geschichte (zum Beispiel transgenerationelle Narrationen in einer Psychotherapie) aus unheimlich vielen kleinen narrativen Einheiten aufbaut ist, muss man automatisch auch die Frage zulassen: „Gibt es minimal gelebte Geschichten, aus denen alle größeren narrativen Strukturen aufgebaut wurden? Ich beantworte diese Frage mit „Ja“ und behaupte, dass die Gegenwartsmomente die Grundbausteine dafür sind.“ (Stern 2005, S. 74)

4.4. Intersubjektivität und der Gegenwartsmoment

4.4.1. Die intersubjektive Matrix

Das Hauptinteresse dieses Kapitels soll jenen Gegenwartsmomenten gewidmet sein, in denen zwei Menschen einen spezifischen mentalen Kontakt zueinander herstellen

können. Voraussetzung für dieses wechselseitige „Sich – ineinander – Hineinversetzten“ ist, dass es den beiden agierenden Personen möglich ist zu sagen: „Ich weiß, dass du weißt, dass ich weiß...“, oder: „Ich fühle, dass du fühlst, dass ich fühle [...]“. (Stern 2005, S. 88)

Zwei interagierende Personen sind also scheinbar in der Lage in ihrem Gegenüber zu lesen wie in einem Buch. Es ist also zumindest für eine gewisse Zeit möglich, dass zwei Menschen eine bestimmte mentale Landschaft miteinander teilen. Und genau das sollte doch das Ziel einer Psychotherapie sein, denn in diesen angesprochenen intersubjektiven Begegnungen zwischen zwei Menschen könnte der Schlüssel zu finden sein, der das Tor zu unseren ganz persönlichen Beziehungserinnerungen aufschließt. (Vgl. Stern 2005, S. 88)

Prinzipiell erscheint es den Menschen möglich, die Intentionen anderer Menschen zu lesen, ja sogar am eigenem Leib zu spüren wie schmerzhaft zum Beispiel die Schnittverletzung am Finger einer vollkommen fremden Person ist oder gar zu fühlen was der/die Andere gerade empfindet. Diese Vorgänge passieren natürlich nicht durch Zauberei, sondern in dem man beispielsweise die Mimik seines Gegenübers liest oder versucht die Körperhaltung und die Bewegungen des Anderen zu interpretieren oder dem Tonfall der Stimme seines Freundes genau lauscht und versucht daraus bestimmte Schlüsse zu ziehen. Dieses Gedanken- und Gefühlslesen gelingt den Menschen also recht gut, auch wenn die intuitiven Eindrücke nachträglich bestätigt und feinabgestimmt werden müssen. (Vgl. Stern 2005, S. 88)

In Anbetracht dessen, dass der Mensch durchaus als soziales Geschöpf gesehen werden kann, das die meiste Zeit seines Lebens „in Gegenwart anderer – realer oder imaginierter – Menschen“ (Stern 2005, S. 89) verbringt und auch der ganz offensichtlichen biologischen Möglichkeit, dass das menschliche Nervensystem so konstruiert ist, dass es vom Nervensystem anderer Menschen verstanden werden kann, sollte davon ausgegangen werden, dass der humane Geist weit weniger unabhängig, getrennt und isoliert wahrgenommen werden kann, als bisher gedacht wurde. Die Subjektivität ist demnach nicht ausschließlich der Besitz eines Individuums, denn die Grenzen zwischen Selbst und anderen Menschen sind zwar vorhanden, haben aber zumindest einen semipermeablen Charakter. Zwar führt Stern an, dass ein differenziertes Selbst eine unablässige Voraussetzung für Intersubjektivität ist („ohne Differenzierung gäbe es nur Verschmelzung“ (Stern 2005,

S. 90)), dennoch ist der Mensch stets umgeben von den Intentionen, Gefühlen und Gedanken anderer, die wiederum mit den eigenen Intentionen, Gefühlen und Gedanken interagieren. „Unsere Intentionen werden im Dialog mit den gefühlten Intentionen anderer Menschen modifiziert oder initiiert. Unsere Gefühle werden durch die Intentionen, Gedanken und Gefühle anderer geprägt. Und wir erzeugen unsere Gedanken im Dialog, und zwar auch dann, wenn wir ihn nur mit uns selbst führen. Kurz, unser mentales Leben ist ein gemeinsames Produkt unserer selbst und anderer Psychen. Ebendiesen stetigen Dialog bezeichne ich als intersubjektive Matrix.“ (Stern 2005, S. 90)

Demnach könnte gesagt werden, dass zwei Psychen einerseits Intersubjektivität erzeugen, andererseits werden ebendiese Psychen auch durch die Intersubjektivität geformt. Für Stern ist das ein Beweis, dass auch in therapeutischen Prozessen das Augenmerk verstärkt vom Blick auf die intrapsychischen, hin zu den intersubjektiven Vorgängen gelegt werden muss. Denn seiner Meinung nach vollzieht sich das therapeutische Geschehen in einer „fortdauernden intersubjektiven Matrix“ (Stern 2005, S. 91) und dadurch kann davon ausgegangen werden, dass jedes Handeln in einer Therapieeinheit auch in irgendeiner Weise durch Intersubjektivität determiniert wurde. Zwar wird jede Menge Material aus der Vergangenheit und Gegenwart in eine Therapiestunde hineingetragen, „trotzdem aber gehen der Moment, in dem dieses Material auf der Bühne erscheint, seine endgültige, spezifische Form und seine Bedeutungsnuancen aus der intersubjektiven Matrix hervor.“ (Stern 2005, S. 91), bzw. (Vgl. Stern 2005, S. 90 f.).

4.4.2. Intersubjektivität als basales, primäres Motivationssystem

Nachdem nun die intersubjektive Matrix als ein äußerst wirkmächtiges System im Leben von Individuen beschrieben wurde, soll jetzt noch ein Schritt weiter gegangen werden. Denn Daniel Stern geht davon aus, dass die Intersubjektivität eine Bedingung des Menschseins ist. Er geht dann sogar so weit, dass er behauptet in der Intersubjektivität einen ähnlichen, unverzichtbaren Status erkennen zu können, wie sie die Sexualität oder die Bindung besitzen. Wenn man aber davon ausgeht, in der Intersubjektivität „ein angeborenes, primäres Motivationssystem“ (Stern 2005,

S. 109) erkennen zu können, sollte diese Behauptung auch gründlich argumentiert werden. (Vgl. Stern 2005, S. 109)

Somit stellt sich zuallererst die Frage, was so ein basales, primäres Motivationssystem für Bedingungen zu erfüllen hat. Stern schreibt dies bezüglich: „Ein basales Motivationssystem sollte eine universale Tendenz repräsentieren, sich in einer für die Spezies charakteristischen Weise zu verhalten. Diese Tendenz sollte dem Überleben der Art unverzichtbare Dienste leisten. Sie sollte universal und angeboren sein, auch wenn ihr die Umwelt wichtige Züge aufprägen kann. Sie muss sich durch eine Vordringlichkeit bemerkbar machen, so dass sie sich je nach Bedarf anderen Strebungen des Organismus gegenüber behaupten kann und die für sie charakteristischen Verhaltensweisen mobilisiert, kombiniert und organisiert werden können. Eine solche Tendenz wirkt nicht als ständiger Druck, sondern kann aktiviert und deaktiviert werden. Inwiefern erfüllt die Intersubjektivität diese Kriterien?“ (Stern 2005, S. 109)

4.4.2.1. Exkurs: Vermittlung eines Überlebensvorteils

Laut Stern leistet die Intersubjektivität drei wichtige Beiträge um einen Überlebensvorteil zu sichern:

Erstens wird durch die Intersubjektivität die Gruppenbildung gefördert. Dieser Umstand ist deswegen schon äußerst bemerkenswert, da das menschliche Überleben ganz offensichtlich auf Gruppenbildung und Zusammenhalt der Gruppe angewiesen ist. „Unter den Säugetieren gibt es keines, das sozialer wäre als der Mensch und in stärkeren wechselseitigen Abhängigkeiten lebte. Eine Vielzahl unterschiedlicher Fähigkeiten und Motivationen wirkt zusammen, um Gruppen entstehen zu lassen und aufrechtzuerhalten: Bindungen, sexuelle Anziehung, Dominanzhierarchien, Liebe, Soziabilität. Zu ergänzen ist diese Liste um die Intersubjektivität.“ (Stern 2005, S. 110)

Zweitens wird durch Intersubjektivität das Funktionieren von Gruppen verbessert. Zu allen Zeiten mussten die Menschen kooperieren, um überleben zu können und dabei ist es von großem Vorteil, wenn Menschen die Fähigkeit besitzen, die Intentionen und Gefühle anderer Menschen verstehen können. Erst dadurch wird es einer Gruppe möglich eine flexiblere Koordination der Gruppenaktivitäten herzustellen,

beziehungsweise kann dadurch auch eine bessere Anpassungsfähigkeit der Gruppe generiert werden. (Vgl. Stern 2005, S. 114)

Und drittens gewährleistet die Intersubjektivität den Gruppenzusammenhalt, indem sie eine Moral entstehen lässt. Stern vertritt in diesem Zusammenhang die Meinung, dass die Intersubjektivität sogar eine Grundvoraussetzung der Moral ist. Denn „die moralischen Gefühle (Scham-, Schuld-, Verlegenheitsgefühle) beruhen auf der Fähigkeit, sich selbst mit den Augen anderer zu sehen – das heißt, man nimmt wahr, dass man vom Anderen gesehen wird.“ (Stern 2005, S. 116) Daraus kann man nun ableiten, dass auch ein reflexives Bewusstsein erst aus sozialer Interaktion hervorgehen kann; dass durch diesen bewussten, reflexiven Vorgang eine ursprüngliche Erfahrung nun unter einem zweiten Blickwinkel wahrgenommen wird. (Vgl. Stern 2005, S. 116)

4.4.2.2. Exkurs: Intersubjektivität als Motiv mit Vordringlichkeitswert

Stern behauptet, dass es zwei intersubjektive Motive mit Vordringlichkeitswert gibt.

„Das erste ist das Bedürfnis, die Intentionen und Gefühle des Anderen zu lesen, um herauszufinden: „Worauf steuern wir zu?“, oder: „Wie ist der Stand der Dinge?“, oder: „Welche Entscheidung werden sie wohl treffen?“ Diese Erkundung der unmittelbaren Situation in der Dyade oder Gruppe und ihrer Möglichkeiten erfolgt unverzüglich bei der Begegnung und wird danach regelmäßig, häufig im Sekunden- oder Minutentakt, aktualisiert.“ (Stern 2005, S. 117) Es handelt sich hier also um ein Bedürfnis nach Orientierung, die schon deswegen von großer Bedeutung ist, weil sich ohne diese Orientierung Verwirrung breit machen kann und dadurch im weiteren Verlauf auch Angst entsteht. Das Individuum muss demnach wissen, wo es in dem intersubjektiven Feld, das es mit anderen teilt, steht. Weiß es das nämlich nicht, wird automatisch eine Art Suchverhalten aktiviert, um das entstehende, beziehungsweise entstandene Unbehagen zu beseitigen.

„[...] Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung von Selbstidentität und Selbstkohärenz – der Kontakt zu uns selbst – ist das zweite Intersubjektivitätsmotiv; wir nehmen es als ein Bedürfnis nach intersubjektiver Orientierung wahr.“ (Stern 2005, S. 118) Der Mensch ist von intersubjektiven Momenten mit anderen Personen abhängig um sich selbst Gestalt und Zusammenhalt zu geben. Es muss sogar

angenommen werden, dass dieser Wunsch vom Anderen beachtet zu werden, ein vordringliches Bedürfnis werden kann. Denn die menschliche Identität „zerfällt oder driftet in sonderbare Richtungen ab, wenn kein kontinuierlicher Input aus einer intersubjektiven Matrix Gewährleistet werden kann.“ (Stern 2005, S. 119)

4.4.2.3. Exkurs: Intersubjektivität ist angeboren und universal

Obwohl ein basales Motivationssystem die unterschiedlichsten Ausdrucksformen annehmen kann, muss es trotzdem angeboren und universal sein. Betrachtet man neuere Erkenntnisse aus den Neurowissenschaften, beziehungsweise aus der Entwicklungspsychologie, könnte auch durchaus in Betracht gezogen werden, dass eine menschliche Fähigkeit zur Intersubjektivität angeboren ist.

Neurowissenschaftliche Belege für diesen Umstand konnten zum Beispiel durch die Entdeckung der Spiegelneuronen erbracht werden:

Spiegel Neuronen sind ganz spezielle Nervenzellen, die eine Verbindung zu motorischen Neuronen unterhalten. Das hat die Konsequenz, dass wenn ein Mensch seinem Gegenüber bei einer Tätigkeit zusieht, ebendiese Spiegelneuronen aktiv werden und den motorischen Neuronen im Gehirn des Beobachters, dieselben Informationen zukommen lassen können, als ob der Beobachter dieselbe Tätigkeit durchgeführt hätte. Es wird also, bei der Beobachtung anderer Menschen, durch die Aktivität der Spiegelneuronen, eine entsprechende motorische Repräsentation im Gehirn des Beobachters aktiviert, die es ebendiesen Beobachter möglich macht, an der Aktivität eines Anderen teilzuhaben, ohne ihn imitieren zu müssen. (Vgl. Stern 2005, S. 91 f.)

Stern schließt aus dieser Erkenntnis, dass „das System der Spiegelneuronen zweifellos ganz wesentlich zur Erklärung der neuronalen Vorgänge beiträgt, die an Phänomenen wie der emotionalen Ansteckung, der Resonanz, Empathie, des Mitleids, der Identifizierung und der Intersubjektivität beteiligt sind.“ (Stern 2005, S. 92)

Auch in der Entwicklungspsychologie lassen sich Belege dafür finden, dass es bereits sehr frühe Formen der Intersubjektivität gibt. Wie Daniel Stern beschreibt, gibt es etliche Forscher, die intersubjektive Verhaltensweisen bei „präverbalen,

präsymbolischen Säuglingen“ (Stern 2005, S. 92) beschrieben haben. Diese sehr frühen Manifestationen von Intersubjektivität sprechen seiner Meinung nach durchaus dafür, dass diese auch angeboren sind. (Vgl. Stern 2005, S. 95)

Stellvertretend soll hier ein Experiment von Meltzoff und Moore beschrieben werden, das in eindrucksvoller Weise die intersubjektiven Tendenzen eines Kleinkindes darstellt:

„In einem weiteren Experiment beobachtete das präverbale Kleinkind einen Experimentator, der vergebens versuchte, einen Knauf von einem hantelähnlichen Gegenstand abziehen. Als man dem Kind ein wenig später den Gegenstand reichte, versuchte es augenblicklich, den Knauf abziehen. Es hatte Erfolg und wirkte sehr zufrieden. Wenn der Experimentator jedoch ein Roboter war und die gleichen gescheiterten Aktionen demonstrierte, versuchte das Kind später keineswegs, den Knauf abziehen. Bereits Kleinkinder nehmen offenbar an, dass nur Menschen, nicht aber Roboter, Intentionen haben, die es wert sind, erschlossen und imitiert zu werden.“ (Stern 2005, S. 100)

Nachdem nun die Intersubjektivität als basales, primäres Motivationssystem ausgewiesen wurde, muss nun versucht werden die Intersubjektivität in den Kontext des Gegenwartsmoments einzugliedern.

4.4.3. Implizites Wissen

Wie schon im Kapitel „4.3.2 Der Gegenwartsmoment und die Narration - seine Organisation“, hingewiesen wurde, gibt es eine Art nicht erzählte, emotionale Narration. Diese „gelebten Geschichten“ sind also Erfahrungen, die innerlich narrativ gerahmt werden, ohne sie überhaupt in Worte zu fassen oder sie gar zu erzählen. Und weil der Gegenwartsmoment eben bereits während seiner Entstehung mental erfasst wird, „kann das Wissen um ihn nicht verbal, symbolisch und explizit sein. Diese Eigenschaften werden ihm erst beigelegt, wenn der Moment vorüber ist.“ (Stern 2005, S. 123)

Dadurch drängt sich aber automatisch die Frage auf, in welcher Form diese Momente registriert werden? Hier kommt der Bereich des „impliziten Wissens“ ins Spiel.

Zu Beginn muss aber der Unterschied zwischen dem Impliziten und dem Expliziten geklärt werden. „Einfach formuliert, ist implizites Wissen nicht – symbolisch, nonverbal, prozedural und unbewusst in dem Sinne, dass es nicht bewusst reflektiert wird. Explizites Wissen ist symbolisch, verbalisierbar und deklarativ; es kann in Narrationen eingearbeitet und bewusst reflektiert werden.“ (Stern 2005, S. 123) Im höchsten Maße interessant ist, dass sehr viel Wissen, das sich Kleinkinder aneignen (zum Beispiel: was sie von anderen Menschen zu erwarten haben, wie sie mit ihnen umgehen sollten, welche Gefühle ihnen gegenüber angemessen sind, wie sich das Zusammensein mit ihnen gestalten lässt) in einer nonverbalen Entwicklungsstufe erworben wird und demnach den Bereich eines impliziten Wissens zugeordnet werden kann. Dennoch muss darauf hingewiesen werden, dass die Welt des impliziten Wissens mit der verbalen und symbolischen Welt des expliziten Wissens verwoben ist und daher sollte sie nicht als getrennt und unabhängig dargestellt werden. Vielmehr soll propagiert werden, dass beide Bereiche parallel und relativ eigenständig existieren und sich lebenslang weiterentwickeln können. (Vgl. Stern 2005, S. 124)

Ein anderer Punkt der zu klären ist, ist die Beziehung des impliziten Wissens zum Unbewussten. Um keine Verwechslungen aufkommen zu lassen, unterscheidet Stern folgendermaßen: Implizites Wissen ist „deskriptiv (topographisch) unbewusst“ (Stern 2005, S. 127), was soviel heißen soll, dass implizites Wissen „nicht – bewusst“ ist, im Gegensatz zu unbewusst verdrängtem Material. Bei dem impliziten Wissen wurde im klassischen Sinn nichts verdrängt, es ist einfach nur „nicht – bewusst“. Im Gegensatz zu dem psychoanalytischen dynamischen Unbewussten, das nicht bewusst ist auf Grund von aktiven Abwehrtendenzen, die es nicht zulassen, dass bestimmte Gefühle, Affekte ins Bewusstsein gelangen. „Infolgedessen ist das Implizite nicht – bewusst, das Verdrängte hingegen unbewusst.“ (Stern 2005, S. 127)

Bemerkenswert wird der Umstand, dass implizites Wissen „nicht – bewusst“ ist, vor allem dann, wenn man bedenkt, dass ein riesiger Bereich auf dem das soziale Alltagsleben aufbaut, dem impliziten Wissen zugeordnet werden kann. „Wohin lenken Sie zum Beispiel Ihren Blick, wenn Sie einer anderen Person zuhören oder wenn Sie selbst sprechen? Was geschieht mit Ihrer Körperhaltung und Ihrem Tonfall, wenn Sie zum ersten Mal mit einer Autoritätsperson oder mit einem Therapeuten sprechen? Wie vermitteln Sie jemanden, dass Sie die Diskussion mit ihm beenden wollen, ohne dies ausdrücklich zu sagen? Oder dass Sie anderer Meinung sind, die

Sache aber nicht weiter vertiefen möchten? Woran merken Sie, dass der Andere Sie mag? Woran merken Sie, dass der Andere weiß, dass Sie ihn mögen?“ (Stern 2005, S. 127) An diesen Beispielen kann sehr gut erkannt werden, dass ein Großteil des impliziten Wissens überhaupt nicht in Worte gefasst wird und oft spontan und nicht bewusst eingesetzt wird.

Wird dieser Gedanken umgesetzt und zwar in den Bereich einer therapeutischen Situation, so eröffnen sich ungeahnte Möglichkeiten und Chancen, die nicht ungenutzt bleiben sollten. Denn „implizite regulatorische Repräsentationen sind unausgesetzt an der Gestaltung der Übertragung und der therapeutischen Beziehung insgesamt beteiligt; darüber hinaus haben sie unsere gelebte Vergangenheit sowie unsere Gegenwart und unsere Symptome in beträchtlichem Umfang mit geprägt.“ (Stern 2005, S. 129) Es könnte sogar gesagt werden, dass die Regulierung des unmittelbaren intersubjektiven Feldes, zum Beispiel eben in einer therapeutischen Situation, ein impliziter Aufgabenbereich ist. Demnach sind diese impliziten Aspekte in dem Sinne fundamental, als sie die expliziten Vorgänge (in einer Therapiestunde: zum Beispiel die Narration über vergangene Konflikte) in einen Kontext setzten. Die impliziten Vorgaben und Möglichkeiten diktieren sozusagen, worüber überhaupt gesprochen werden kann. (Vgl. Stern 2005, S. 130)

Stern schreibt dazu folgendes: „In der Psychotherapie besteht die implizite Hauptaufgabe darin, das unmittelbare intersubjektive Feld zu regulieren. Erreicht wird dies in der Abfolge von Momenten und Gegenwartsmomenten, die die kleinen Schritte in der Aushandlung und Feinabstimmung des intersubjektiven Feldes konstituieren. In jedem Gegenwartsmoment führen die Beteiligten die Regulierung durch, indem sie wechselseitig ergründen, testen und korrigieren, wie der jeweils Andere den eigenen mentalen Zustand liest. Dieser dyadische Prozess des parallelen, gleichzeitigen Lesens von Patient und Therapeut vollzieht sich weitgehend nicht – bewusst.“ (Stern 2005, S. 130 f.)

Bedenkt man nun die Tatsache, dass implizites Wissen weder reflexiv bewusst noch dynamisch unbewusst ist, stellt sich die Frage, wie die Beziehung zwischen Bewusstem und Nicht – Bewusstem, beziehungsweise zwischen Implizitem und Explizitem tatsächlich aufgebaut ist. Denn wie erwähnt, ist die Entstehung eines Gegenwartsmoments ein impliziter Prozess; aber ein Merkmal eines Gegenwartsmoments ist, dass die gefühlte Erfahrung des Gegenwartsmoments all

das ist, dessen man sich jetzt, während der Moment erlebt wird, gewahr ist (siehe Punkt 3, im Kapitel Charakteristische Eigenschaften des Gegenwartsmoments; Kapitel 4.3.1.). In welcher Form wird man sich also dieser impliziten Erfahrung bewusst?

4.4.3.1. Das intersubjektive Bewusstsein

Die Beantwortung der Frage erfolgt durch die Einführung einer neuen Form des Bewusstseins, nämlich des intersubjektiven Bewusstsein.

Stern definiert diese Form des Bewusstseins folgendermaßen: „Wenn zwei Menschen in einem gemeinsamen Gegenwartsmoment zusammen eine intersubjektive Erfahrung erzeugen, überschneidet sich das phänomenale Bewusstsein des einen Beteiligten mit dem phänomenalen Bewusstsein des anderen und schließt es partiell mit ein. Sie haben ihre eigene Erfahrung, und hinzu kommt die Erfahrung des anderen – das heißt Art und Weise, wie er sie erlebt –, die Sie seinen Augen, seiner Körperhaltung, seinem Tonfall usw. ablesen können. Das, was sie selbst erleben, und das, was der Andere erlebt, muss nicht genau dasselbe sein, denn diese Erfahrungen haben einen unterschiedlichen Ursprung und eine unterschiedliche Orientierung. Sie können ein wenig unterschiedlich gefärbt und geformt sein und sich unterschiedlich anfühlen. Aber sie sind einander so ähnlich, dass ihre wechselseitige Validierung das Bewusstsein weckt, dieselbe mentale Landschaft zu bewohnen. Ebendies ist intersubjektives Bewusstsein. Es ist das, was in der Psychotherapie in besonderen Gegenwartsmomenten geschieht.“ (Stern 2005, S. 135)

Demnach beschreibt das intersubjektive Bewusstsein genau das, das gerade in diesem Moment, in einem spezifischen Gegenwartsmoment, im Jetzt, gerade passiert. Das heißt aber auch, dass das Bewusstsein nicht über diesen beschriebenen Moment hinaus reicht, sondern nur im Hier und Jetzt wirkmächtig sein kann. Es wird also kein neuer potentieller Raum gemeinsamen Wissens generiert. Was laut Daniel Stern jedoch schon möglich ist, ist die Erweiterung des intersubjektiven Feldes in der Dyade, also eine Expansion des impliziten Wissens. Es ist auch wichtig zu erwähnen, dass intersubjektives Bewusstsein einen „interpsychischer Vorgang“ (Stern 2005, S. 136) repräsentiert, der also zwei Psychen

voraussetzt. Und diese zwei Psychen erleben während eines Gegenwartsmoments, in dem eine neue, gemeinsame Perspektive konstituiert wird, „eine Erfahrung höherer Ordnung“ (Stern 2005, S. 136). Und genau diese Erfahrung höherer Ordnung ist dann das intersubjektive Bewusstsein. (Vgl. Stern 2005, S. 135 f.)

Zusammenfassend kann über das intersubjektive Bewusstsein folgendes gesagt werden:

1. Es betrifft Phänomene, die nur in relativ intensiven Interaktionen, wie sie vor allem in einer Therapie und in spezifischen Gegenwartsmomenten vorkommen, auftauchen.
2. Die Beteiligten erzeugen eine gemeinsame Erfahrung. Trotz oft sehr unterschiedlichen Orientierungen ist im Gegenwartsmoment eine Übereinstimmung oder zumindest eine große Überlappung zu erkennen.
3. Die Beteiligten besitzen im Gegenwartsmoment eine ähnliche Erfahrung. Darüber hinaus besitzt auch jeder der beiden ein direktes Gewahrsein der Erfahrung des Anderen, sowie ein Gewahrsein der Übereinstimmung dieser Erfahrung mit seinem eigenen Erleben.
4. Damit das überhaupt möglich wird, ist eine aktive Selbst-Bewusstheit erforderlich, denn sonst könnten nicht zwei Erfahrungen interagieren.
5. Die zwei Erfahrungen greifen ineinander, sind aber gleichzeitig auch getrennt.
6. Es handelt sich um einen wechselseitigen Prozess. Aus der gemeinsam geteilten Erfahrung entsteht eine Art soziale Reflexivität, die dann schließlich im intersubjektiven Bewusstsein aufgeht.
7. Auch eine negative Form von intersubjektiven Bewusstsein ist möglich; nämlich wenn es nicht gelingt, gemeinsam eine erwartete Erfahrung zu erzeugen oder wenn die Abstimmung fehlschlägt. In solchen Situationen wird das erwünschte oder erwartete, aber ausbleibende Ko – Konstruieren als Abwesenheit empfunden.

(Vgl. Stern 2005, S. 140 f.)

Abschließend schreibt Stern: „Ich vertrete die Ansicht, dass Erfahrungen in dem von Minute zu Minute voranschreitenden therapeutischen Prozess in einem intersubjektiven Gegenwartsmoment gemeinsam erzeugt werden. Wenn dies geschieht, sind die Bedingungen für soziale Reflexivität erfüllt, und die Erfahrung

wird intersubjektiv bewusst. Es ist von wesentlicher Bedeutung, dass die intersubjektive Begegnung im Hier und Jetzt (das heißt in einem Gegenwartsmoment) erfolgt, so dass die beiden Bewertungen der Erfahrung [...] simultan erfolgen und gemeinsam Teil ein und derselben Struktur werden. Diese Struktur beinhaltet die zeitliche Entfaltung der gelebten Geschichte (im Sinne von Story), die von beiden Partnern erlebt wird. Sie haben gemeinsam etwas getan und gemeinsam etwas hinter sich gebracht. Diese Gemeinsamkeit ist der intersubjektiv bewusste Inhalt des Gegenwartsmoments. Er kann ins Langzeitgedächtnis eingehen, Teil der Assoziationsnetzwerke werden und vielleicht – bei intensiver Arbeit – zu einem Grad verbalisiert werden, der therapeutisch nutzbar zu machen ist. Das intersubjektive Bewusstsein, das sich an Gegenwartsmomente bindet, eignet sich gut zum Umgang mit dem reichen impliziten Wissen, das sich in Psychotherapien ansammelt und Menschen verändert.“ (Stern 2005, S. 141)

4.5. Themengeleitete Analyse der Protokolle: Problemlagen im Fokus zum Thema „Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in der Arbeit der therapeutischen Begleitung“

Gab es während der Treffen mit Felix signifikante Gegenwartsmomente? Entstanden in der therapeutischen Begleitung Momente, die den erwähnten Kairoi ähnlich sind - sind in manchen Momenten diese kleinen „Fenster des Werdens und der günstigen Gelegenheit“ aufgegangen und konnten sie auch genutzt werden? Wie steht es um das intersubjektive Verständnis zwischen dem Jugendlichen und dem therapeutischen Gefährten? Konnte ein intersubjektives Bewusstsein generiert werden?

Für die Beantwortung dieser Fragen wurden hier 3 Problemlagen ausgewählt, die den Vorgang der therapeutischen Begleitung mit seinen Veränderungsprozessen am treffendsten beschreiben und darstellen können.

4.5.1. Die Problemlage „der Prozess des Vorangehens“

Der Begriff „Vorangehen“ („moving along“ (Stern 2005, S. 157)) wurde von der Boston Change Process Study Group gewählt um das Voranbringen durch den Dialog, der in Therapiesitzungen stattfindet, zu beschreiben. „Das Vorangehen ist jener häufig schlendernde, eher umherschweifende als zielgerichtete Prozess des Suchens und Findens eines möglichen Weges, den man dann wieder verliert, um etwas später erneut auf ihn zu treffen (oder einen anderen einzuschlagen), und der Auswahl von Zielen, an denen man sich orientieren kann – Ziele, die man häufig erst im Vorangehen entdeckt.“ (Stern 2005, S. 157 f.) Das Besondere dieser Sichtweise ist, dass der Prozess, der in der Dyade von statten geht, aus der Binnenperspektive, also direkt aus dem therapeutischen Geschehen heraus, betrachtet werden kann. (Vgl. Stern 2005, S. 157 f.)

Eine immens wichtige Antriebskraft für das Vorangehen ist das Bedürfnis nach intersubjektivem Kontakt. Laut Stern gibt es drei große intersubjektive Motive, die den klinischen Prozess vorantreiben.

Zuallererst soll das Gegenüber ausgelotet werden um zu sehen, wo man sich selbst im intersubjektiven Feld befindet. Dieser Wunsch kann als intersubjektive Orientierung bezeichnet werden.

Das zweite intersubjektive Motiv besteht darin, Erleben zu teilen und von seinem Gegenüber erkannt und vor allem gekannt zu werden. Man könnte es auch als einen mehr oder weniger stark motivierten Prozess ausweisen, das gemeinsame intersubjektive Feld ständig zu vergrößern. Und wenn ebendieses intersubjektive Feld erweitert werden konnte, verändert sich zumindest implizit auch die Beziehung. Daraus entsteht eine neue Art des Zusammenseins in der Dyade.

Und drittens soll das Ziel in einem therapeutischen Prozess darin bestehen, „das eigene Selbst mit Hilfe der in den Augen des Anderen erkennbaren Widerspiegelungen zu definieren und neu zu definieren.“ (Stern 2005, S. 160) Dadurch kann die eigene Identität im Prozess umgebildet, beziehungsweise auch neu konsolidiert werden. (Vgl. Stern 2005, S. 159 f.)

Um diese Prozesse beispielhaft darzustellen, sollen nun jeweils Dialoge zwischen Felix und dem therapeutischen Gefährten dargestellt werden:

1. Zum Thema: intersubjektive Orientierung

Die Vorgeschichte ist folgende: 44. Treffen: ...Als wir so unterwegs waren, erzählt mir Felix folgende Geschichte: „Der Philipp ist der volle Trottel!“ Darauf frage ich: „Wieso denn plötzlich? Letzte Woche war doch noch alles in bester Ordnung, oder?“ Felix schnappt tief Luft und fährt mit seinem Bericht fort: „Na weil der ur pervers ist. Gestern schau ich so, was auf seinem USB – Stick drauf ist und stell dir vor, da waren nur Pornos drauf. Dann hab ich noch die CD – Roms und seine selbst gebrannten DVDs angeschaut und auch dort waren jede Menge Pornos zu finden. Und wie ich mir das so anschaue, kommt die Betreuerin rein und fragt mich, was ich da mache. Na da hab ich dann eben gesagt, dass das nicht von mir ist, sondern vom Philipp.“ Ich entgegne Felix, dass ich das von seiner Seite nicht sehr nett finde, weil man seine Freunde nicht verpetzen sollte und abgesehen davon geht es Felix absolut nichts an, was der Philipp auf seinem USB – Stick, usw. , drauf hat. So was schaut man einfach nicht an! Felix erzählt mir dann, dass der Philipp generell so blöd ist, weil er immer heimlich rauchen geht und dann den Betreuern erzählt, dass er mit Felix unterwegs war – das stört ihn irrsinnig. Darüber hinaus haben die Betreuer bei Felix letztens Pornohefte gefunden und die waren auch vom Philipp. Und daher ist seine Aktion in Ordnung. Ich entgegne Felix: „Da sieht man ja gut wohin das führt, wenn man sich gegenseitig fertig macht. Ihr solltet das doch auch zu zweit lösen können? Oder? Ich denke ihr seid doch in der WG so eine Art Familie und ihr tut euch sicher leichter, wenn ihr zusammen haltet und nicht gegeneinander vorgeht. Was denkst du?“ Darauf sagt Felix: „Na wenn der Philipp meine Familie sein soll, dann kann ich mich gleich umbringen.“ Und gleich darauf wiederholt sich Felix noch einmal. Diesmal noch lauter – er war sehr aufgeregt.

Als wir bei Mc Donalds waren, herrschte eine getrübe Stimmung und wir haben kaum miteinander gesprochen.

Beim Weg nach Hause habe ich dann noch einmal versucht mit Felix über den Vorfall zu reden: „Nur weil wir beide unterschiedlicher Meinung sind, heißt das ja nicht, dass wir nicht mehr miteinander sprechen dürfen. Was meinst du?“ Felix schaut zu Boden und sagt gar nichts. Ich versuchte es ein weiteres Mal: „Niemand ist perfekt. Keiner weiß genau was richtig ist. Auch ich nicht. Ich könnte genauso falsch liegen mit meiner Meinung – und genau deswegen sollten wir uns immer überlegen, was es sonst noch für Möglichkeiten gibt. Beziehungsweise ob unsere Absichten

nicht prinzipiell überdenkenswert sind.“ Noch während ich das sage, sind wir bereits wieder im Bacherpark. Felix hat mir eigentlich nicht mehr zugehört, sondern schon Ausschau nach den Mädchen gehalten, mit denen er sich verabredet hat. Als er sie gefunden hat, ist er auf sie zugelaufen, hat sich noch kurz umgedreht und sich verabschiedet. (Protokoll, 44.Treffen)

Dieses Treffen war eigentlich das einzige, bei dem so eine Art Konflikt zwischen Felix und dem therapeutischen Gefährten vorhanden war. Umso spannender verlief dann das nächste Treffen, bei dem anfänglich eine sehr unsichere Stimmung zu vernehmen war.

45. Treffen: Ich hole Felix ab. Er hat nur sehr leise: „Hallo!“ gesagt. Wir gingen zum Aufzug. Während der Fahrt redete keiner von uns ein Wort. Als wir unten auf der Straße angekommen sind, fragte ich Felix, was er denn gerne machen möchte. „Ist mir egal!“ sagte er ganz leise. Daraufhin ereignete sich folgender Dialog:

Therapeutischer Gefährte (TG): Wie ist denn die Sache mit dem Philipp weitergegangen?

Felix: Geht eh wieder. (Als Felix fertig gesprochen hat, schaut er mich sehr vorsichtig an. Er versuchte anscheinend herauszufinden, wie ich in diesem Moment gerade gestimmt bin.)

TG: Versteht ihr euch wieder? War er angefressen auf dich? Hat er eine Strafe oder Ähnliches bekommen?

Felix: Nein, war eh nichts. (Felix schaut wieder weg.)

TG: Na und bist du noch sauer auf ihn? Weil letzte Woche warst du schon ganz schön grantig auf ihn, oder?

Felix: (Felix schaut mir in die Augen) Ja! Das stimmt. Aber ich war vor allem traurig.

TG: Und jetzt bist du nicht mehr traurig? Oder doch noch?

Felix: Ich weiß nicht. Aber es hat mich halt so geärgert. Weißt du, der Philipp raucht und trinkt immer und hängt immer mit so ur komischen Typen herum. Die kommen sich ur gut vor. Das sind so Emos. Und die glauben halt, dass sie die coolsten sind. (Felix sucht wieder Blickkontakt und hält ihn auch)

TG: Und würdest du da gerne dabei sein? Oder gehen die dir eher auf die Nerven?

Felix: Nein! Das sind die totalen Trotteln. Aber der Philipp ist dann auch immer ur blöd zu mir. Und das kränkt mich halt.

TG: Ich kann dich gut verstehen. So etwas nervt halt einfach. Ich kenne das; Freunde, die sonst irrsinnig nett sind, glauben dann, nur weil irgendwelche anderen Typen dabei sind, sich plötzlich besonders komisch aufführen zu müssen.

Felix: Genau, aber mir ist es eh egal. Soll er nur. Und was machen wir jetzt? Gehen wir Billard spielen?

Ich war einverstanden und wir sind dann gleich zur Billardhalle gegangen. Nach diesem kurzen Gespräch war wieder eine unglaublich entspannte und wohlwollende Stimmung, man könnte sogar sagen, dass Felix sehr erleichtert gewirkt hat.
(Protokoll, 45.Treffen)

Nach dem Konflikt beim 44. Treffen, war es sowohl für Felix, als auch für den therapeutischen Gefährten, wichtig zu sehen, wie es nun weitergehen könnte. Eine intersubjektive Neu-Orientierung war für ein angenehmes Miteinander unumgänglich. Während des Gesprächs zwischen den beiden erfolgte eine stetige und vermutlich auch weitgehend außerhalb des bewussten Gewahrseins liegende Überprüfung, wie es um die Beziehung zwischen dem Jugendlichen und dem therapeutischen Gefährten steht. Nachdem das Gespräch dann in Gang gekommen war und Felix sich sicher sein konnte, dass sein Gegenüber zumindest annähernd wusste, was in ihm vorgegangen ist („Ich fühle, dass du fühlst, dass ich fühle...“(Stern 2005, S. 88)), konnte er wieder vertrauen fassen. Das sonst sehr gut funktionierende intersubjektive Feld konnte erneut hergestellt werden und somit konnte auch der Prozess des Vorangehens wieder fortgesetzt werden.

2. Zum Thema: Erweiterung des intersubjektiven Feldes

Die Vorgeschichte ist folgende: 21. Treffen: [...] *Felix wollte unbedingt zu Saturn, weil er sich die neue „Kiddy Contest“ CD kaufen möchte. Ich war doch sehr überrascht, da Felix immerhin bereits 14 Jahre alt ist und nicht unbedingt den Prototyp des Zielkäufers dieser Musik darstellt. Zufälligerweise kenne ich den Erfinder des Kiddy Contests und konnte daher Felix einige witzige Geschichten über diesen sehr populären Singwettbewerb erzählen. Felix war unglaublich begeistert und wollte alles wissen, stellte unzählige Fragen und war so aufmerksam wie selten zuvor. Als ich ihm dann vorgeschlagen habe, dass ich Autogramm Karten besorgen könnte oder sogar eine DVD, war Felix vollkommen aus dem Häuschen. So aufgeregt habe ich*

ihn noch nie wahrgenommen. Felix entpuppte sich als der vielleicht größte Fan vom Kiddy Contest – vor allem das Siegerlied, das von einem Mädchen gesungen wird, hat es ihm besonders angetan. Als wir bei Saturn waren, spielte mir Felix das Siegerlied vor. Ich musste es mir 2-mal anhören – die Nummer heißt „Flaschengeist“! Also kauften wir die CD. Am Weg nach Hause summten und sangen wir die Siegermelodie – das war für mich unglaublich skurril, aber Felix fand das anscheinend irrsinnig cool. [...] Als wir uns verabschiedeten, musste ich Felix noch einmal hoch und heilig versprechen, alles zu tun um möglichst bald die Autogrammkarten zu bekommen.[...] (Protokoll, 21.Treffen)

Schon bei diesem Treffen könnte davon ausgegangen werden, dass das intersubjektive Feld erweitert werden konnte. Der therapeutische Gefährte war in der Lage das Erleben des Kiddy Contests mit dem Jugendlichen zu teilen und somit wurde auch die Beziehung der beiden zueinander ein Stück weit verändert. Es handelte sich hierbei um eine implizite Veränderung, die in das Beziehungswissen von Felix integriert werden konnte. Doch die Erweiterung des intersubjektiven Feldes war damit noch nicht zu Ende.

In der Zeit zwischen 21. Treffen und 22. Treffen: *Felix hat bereits am Freitag sein erstes SMS geschrieben: „Wie gets dir?“ – Da Felix bis jetzt noch nie während der Woche Kontakt aufgenommen hatte, war ich überaus beunruhigt, ob vielleicht irgendetwas passiert ist. An den Kiddy Contest dachte ich in diesem Moment gar nicht mehr. Ich habe Felix dann angerufen und wollte wissen, was denn los ist. Nachdem mir Felix einiges von seiner Woche erzählt hat (es ist gar nichts Ungewöhnliches passiert) fragte er noch: „Hast du schon den Erwin wegen der Autogrammkarten getroffen?“ – Jetzt wusste ich, worum es ging. Er war einfach irrsinnig aufgeregt wegen der Kiddy Contest Sache. Ich hab ihm dann gesagt, dass ich den Erwin frühestens am Samstag sehen werde und das weiß ich nicht mit Sicherheit.*

Es ging dann so weiter. Am Samstag kam das nächste SMS, ob ich schon etwas weiß? Tatsächlich habe ich Erwin getroffen und er hat mir erzählt, dass er mir gerne Autogrammkarten besorgen kann, aber diese erst frühestens am 15. Dezember bekommt. Ich habe dann Felix am Sonntag angerufen und ihm die Situation erklärt. Er war zwar ein wenig enttäuscht, doch er konnte sich mit diesen Gegebenheiten in

irgendeiner Weise arrangieren. Am Sonntagabend kam dann der nächste Anruf von Felix: „Bist du zu Hause? Ich gehe gerade in die WG und stehe unten vor deinem Haus!“ Ich schaute aus dem Fenster und winkte ihm zu. Wir tauschten uns noch kurz aus und verabredeten uns für Montag 16:00.

22. Treffen: Schon um 15:50 läutete mein Telefon – es ist Felix: „Wann kommst du denn?“ Ich sagte ihm, dass ich ohnehin, wie verabredet, in 10 Minuten bei ihm sein werde.

[...] Es entwickelte sich folgender Dialog:

TG: Sag einmal, warum schreibst du denn dauernd SMS und rufst so oft an?

Felix: Na ich wollte halt wissen, ob sich schon etwas getan hat wegen der Autogrammkarten.

TG: Warum bist du denn so nervös? Ich versteh doch wie wichtig das für dich ist, aber ich kann die Sache nun mal auch nicht beschleunigen. Ich hab's dem Erwin gesagt und der wird sich darum kümmern – versprochen!

Felix: Ja eh, aber...(Felix ist die Sache ein wenig unangenehm kommt mir vor)

TG: Weißt du, die Anrufe kommen manchmal zu einem recht ungünstigen Moment. Zum Beispiel wenn ich gerade auf der Uni bin oder arbeiten muss...! Da kann ich nicht einfach abheben oder zurück schreiben.

Felix: Das ist eh klar, aber ..., ich weiß ja nicht.

TG: Was denn?

Felix: Der Thomas war ein ur guter Freund von mir. Wir haben eigentlich ständig etwas miteinander unternommen. Waren Fußball spielen, usw. und irgendwann hat er sich dann nicht mehr gemeldet. Und als wir uns wieder gesehen haben war das total komisch.

TG: Ist da irgendetwas vorgefallen?

Felix: Nein, echt nicht. Plötzlich war ich nicht mehr sein Freund.

TG: Na dann ist dieser Thomas ein Depp. Denn so verhalten sich Freunde nicht. Und überhaupt kannst du dir sicher sein, dass ich nicht so reagieren werde. Das kann ich dir versprechen. Nur weil ich einmal nicht abhebe oder sich die Sache mit den Autogrammkarten verzögert, heißt das nicht, dass ich von dir nichts wissen will. Das eine hat gar nichts mit dem anderen zu tun!

Felix: Ich weiß eh. Ich war halt nur aufgeregt.

TG: Und überhaupt solltest du anstatt mich so oft anzurufen, eher die Mädels anrufen – die warten wahrscheinlich schon darauf....

Wir lachten beide und sind dann zu Spar gegangen. Ich hatte das Gefühl, dass Felix etwas entspannter war und die Sicherheit, die ich ihm gegeben habe auch sehr notwendig hatte. Es war doch eine sehr eigenwillige Situation in der wir uns befunden hatten. Ich hatte manchmal auch das Gefühl, dass alles ein bisschen aus den Fugen geraten könnte. So hatte sich die Situation zumindest vorerst entspannt. [...] (Protokoll, 22.Treffen)

Auch beim 21. Treffen konnte das intersubjektive Feld erweitert werden, doch erst durch die Vorkommnisse während der Woche und schließlich dem Dialog zwischen Felix und dem therapeutischen Gefährten während des 22. Treffens, konnten tatsächliche Erweiterungen des intersubjektiven Feldes ermöglicht werden. Denn der therapeutische Gefährte war zunächst nicht in der Lage den vollen Umfang der Situation zu fassen, beziehungsweise in Felix zu lesen, wie und warum er sich so fühlt und so handelt. Das Gewahrsein der Stimmigkeit der Intentionen von Felix war erst möglich, als dieser von seiner Missglückten Beziehungserfahrung reden konnte. In diesem Sinne könnte man sogar davon ausgehen, dass dieser Prozess des Vorangehens den Weg dafür bereitet hat, dass neues, explizites Material, überhaupt auftaucht und dadurch ausreichende Intersubjektivität generiert werden konnte. „Sander bezeichnet dies als Vitalisierung, eine Art emotionaler Bestätigung im Sinne ausreichender Intersubjektivität. Solche Endpunkte sind aber auch objektiv beobachtbar. Wenn das Vorangehen einen dieser Punkte erreicht, gelangt die Progression zu einem intersubjektiven Abschluss.“ (Stern 2005, S. 186) Genau durch solche intersubjektiven Abschlüsse kann dann nach und nach eine Vergrößerung des intersubjektiven Feldes stattfinden. Und durch diese Möglichkeit können wiederum neue Wege erschlossen werden und explizit erforscht werden. „Ein größerer Ausschnitt der Welt des Patienten wird bewusst, verbal, verstehbar.“ (Stern 2005, S. 160)

In diesem Sinne ist eine Erweiterung des intersubjektiven Feldes während des therapeutischen Prozesses des Vorangehens ein Garant dafür, dass sich die Beziehung zwischen Klient und therapeutischen Gefährten zumindest implizit verändert. Das hat zur Folge, dass in diesem speziellen Fall Felix die Art des Zusammenseins mit seinem therapeutischen Gefährten neu erlebte und in weiterer Folge diese Erfahrungen auch mit anderen erleben kann. Diese neuen Erfahrungen werden also in das implizite Beziehungswissen von Felix integriert.

Die zweite Konsequenz besteht darin, dass die Erweiterung des intersubjektiven Feldes neue Wege eröffnen kann, die dann auch explizit erforscht werden können.

3. Zum Thema: sich definieren – sich selbst neu definieren

46. Treffen: *Felix war auf Sommersportwoche mit der Schule.*

Schon am Sonntag hat mich Felix angerufen. Er wirkte unglaublich entspannt und sagte Sachen wie: „Das war sooooo unglaublich schön! Wenn du an meiner Stelle gewesen wärst, du hättest es auch so super gefunden!“ [...]

Aber die Hauptattraktion der Woche war, dass Felix ein Mädchen kennen gelernt hat, mit der er jetzt zusammen ist. In allen seinen Erzählungen konnte man heraushören, dass die Zuneigung ganz offensichtlich auf Gegenseitigkeit beruht. [...]

Als wir dann wieder auf dem Weg nach Hause waren sagt Felix folgendes: „Weißt du, die Iva und ich, wir sind ein bisschen wie Dick und Doof – weil sie ist ein bisserl dick!“ Darauf entgegnete ich Felix sehr forsch: „Lass dir von niemanden einreden, dass du dumm bist Felix! Das bist du nämlich nicht. Ok?“ Felix schaute mich an, grinste über das ganze Gesicht und sagte: „Ich weiß, ich bin bloß stink faul.“ Darauf antwortete ich: „Ja und wie, und zwar so stinkfaul, dass es oft riecht und zwar sehr, sehr übel.“ Wir lachten beide und schlenderten weiter Richtung WG. [...] (Protokoll, 46.Treffen)

Dieser kurze Ausschnitt illustriert sehr gut, wie unglaublich wirkmächtig Intersubjektivität sein kann. Denn zuallererst holte sich Felix eine neue Definition seiner selbst durch das liebevolle Zusammensein mit seiner Freundin. In dieser außerordentlichen positiven Gestimmtheit war Felix dann auch so mutig, beziehungsweise auch sehr motiviert dieses neue Bild von sich durch den therapeutischen Gefährten bestätigen zu lassen. Das eigene Selbst wurde mit „Hilfe der in den Augen des Anderen erkennbaren Widerspiegelung“ (Stern 2005, S. 160) neu definiert und die eigene Identität wurde darüber hinaus bei diesem Vorgang umgebildet.

Durch seine momentane Kraft und Motivation in dieser Situation konnte sich Felix tatsächlich auf seine Art neu definieren, denn die Anspielung „einfach zu dumm zu sein“ wurde seit diesem Tag nie wieder erwähnt (zuvor des Öfteren). Vielmehr setzte

sich eine Akzentuierung durch, die seine Faulheit als Grund für seine oft sehr mäßigen Leistungen in der Schule erklären sollte.

Als Bestätigung, dass es nicht nur zu einer Neuattribution der eigenen Identität gekommen ist, sondern dass dies auch sehr positive Auswirkungen auf den Alltag haben kann, soll abschließend noch ein weiterer Dialog illustrieren:

Zwei Monate nach Ende der therapeutischen Begleitung hat Felix den therapeutischen Gefährten angerufen:

TG: Hallo!

Felix: Hallo, ich bins. Wie geht's dir?

TG: Felix! Na das freut mich. Ja, sehr gut geht es. Und dir? Ist alles in Ordnung? Was tut sich?

Felix: Mir geht's eh gut.

TG: Ja und? Lass dir nicht alles aus der Nase ziehen. Erzähl halt!

Felix: Es ist eh alles in Ordnung. Stell dir vor, ich hab auf die Englisch Schularbeit einen Zweier bekommen.

TG: Wow! Das ist ja Wahnsinn. Und sonst in der Schule?

Felix: Ich bin überall positiv und in Deutsch hab ich auch einen Dreier. Und nächste Woche hab ich so eine Art Schnupper Woche in einer Tischlerei.

TG: Das klingt ja extrem toll. Und in Musik? (Felix hatte letztes Semester eine Gefährdung in Musik.)

Felix: (lacht) Nein, da hab ich sogar einen Einser.

TG: Felix, ich bin wirklich begeistert. Du bist einfach toll!

Felix: Und bei dir? Hast du deine Diplomarbeit endlich fertig?

TG: Andere Frage! (lacht)

Felix: (lacht) Du bist ein fauler Sack. (lacht wieder)

[...]

Felix hat seine Schulleistungen ganz offensichtlich signifikant verbessern können, zumindest erzählt er es so dem therapeutischen Gefährten. Ein intersubjektives Verständnis füreinander konnte sehr schnell wieder hergestellt werden und das Gespräch verlief nach altbekannten Mustern. Auffallend war auch, wie Felix den therapeutischen Gefährten nach seinen Fortschritten bei seiner Arbeit gefragt hat. Man könnte daher postulieren, dass Felix in die Rolle seines früheren Begleiters

geschlüpft ist, was wiederum die These bestätigt, dass eine Identitätsumbildung stattgefunden hat und diese auch erfolgreich und nachhaltig war.

4.5.2. Die Problemlage „Das Ineinandergreifen von Implizitem und Explizitem“

Im Rahmen der therapeutischen Begleitung finden sich selbstverständlich sehr oft Momente, in denen bestimmte Erlebnisse erzählt werden und dadurch expliziten Charakter annehmen. „In Narrationen findet ein Austausch von Implizitem und Explizitem statt. Bilder, Gefühle und Intuitionen aus dem impliziten Bereich müssen vom Sprecher in den verbalen expliziten Bereich übertragen werden, und umgekehrt muss der Zuhörer die Wörter in Bilder, Gefühle und Intuitionen übersetzen.“ (Stern 2005, S. 193) Daraus kann man dann folglich ableiten, dass das Erzählen, beziehungsweise das Zuhören zwei Vorgänge sind, die implizite und explizite Elemente in sich tragen und diese auch miteinander in Verbindung bringen.

Bedenkt man also, dass das Verfertigen einer Narration demnach nicht bloß ein aneinanderketten von Wörtern ist, sondern auch davon abhängig ist, welche, dem impliziten Bereich, zugehörige Erfahrungen, in die erzählte Geschichte mit einfließen, dann müssen eben diese impliziten Erlebnisse genauer untersucht und verstanden werden. (Vgl. Stern 2005, S. 198)

Laut Daniel Stern sind hier drei parallele Gegenwartsmomente von Relevanz: „(1) der Gegenwartsmoment, in dem die ursprüngliche Erfahrung in eine verbal-narrative Form gebracht wird; (2) der Gegenwartsmoment, der im Erzähler erzeugt wird, während er einem anderen die Narration erzählt; und (3) der Gegenwartsmoment, der während der Erzählung im Zuhörer erzeugt wird.“ (Stern 2005, S. 198) Demnach könnte postuliert werden, dass der häufig stattfindende Akt der Ausarbeitung einer Narration und seiner Erzählung schon deswegen besondere Aufmerksamkeit verdient, weil es sich hierbei um eine Form des Agierens handelt, bei der der Inhalt explizit gemacht wird, der Prozess als solcher jedoch implizit bleibt. „In einer Psychotherapie ist eine erzählte Narration nicht lediglich eine kohärente Geschichte, sondern auch eine zum Ausdruck gebrachte emotionale Erfahrung. Sowohl die Geschichte als auch ihr Ausdruck sind wertvolles klinisches Material.“ (Stern 2005, S. 199)

Und schließlich muss noch ein weiterer, entscheidender Punkt betrachtet werden. Nämlich der Umstand, dass eine Geschichte, sogar nachdem sie erzählt wurde und bereits objektiv betrachtet werden kann, in ihrer Ganzheit und ihrer zentralen Bedeutung erst wieder in einem späteren, darauf liegenden Gegenwartsmoment erfasst werden kann. Diese komplexe Interdependenz von expliziter Bedeutung und impliziten affektiven Erleben entlädt sich in solchen Gegenwartsmomenten und unterstreicht ein weiteres Mal, dass „die Phänomenologie des Erzählens und des Hörens von Narrationen“ eine weit größere Aufmerksamkeit erfordert, als ihr bislang zu Teil wurde. (Vgl. Stern 2005, S. 200)

Dazu soll das 47. Treffen beispielhaft dargestellt werden, um zu zeigen, wie die Abfolge von ein paar ganz unscheinbar wirkenden Gegenwartsmomenten verstanden werden kann und welche emotional, affektive Aufladung dadurch abgefangen werden konnte.

47. Treffen: *Felix hat mich angerufen und mir gesagt, dass die „WG“ im Park ist und ob wir uns gleich dort treffen können. Ich willigte ein und um 15:00 stand Felix bereits vor meiner Tür. Es war ein sehr heißer Tag und ich hab von zu Hause zwei Tüten Eis mitgenommen. Wir haben uns auf eine Bank im Park gesetzt und plauderten und aßen unser Eis. Felix hat von unten zu meinen Fenstern hinaufgesehen und entdeckte ein Blumenkisterl am Fenstersims in dem ich sehr viele Kakteen eingepflanzt hatte. Nachdem wir fertig gegessen hatten fragte ich Felix was wir nun machen sollten und er hat mich gefragt, ob er auch einen Kaktus haben könnte. Ich hatte nichts dagegen und wir gingen zum Blumengeschäft in der Pilgramgasse. Auf dem Weg dorthin erzählte mir Felix, dass er jetzt fix mit der Iva zusammen ist, dass sie aber für zwei Monate nach Kroatien fährt. Das ist natürlich nicht gerade ideal, jedoch machte Felix nicht gerade einen besonders traurigen Eindruck. Nach einer kurzen Pause schaute mich Felix an und sagte: „Ja, und in Englisch hab ich eine Nachprüfung!“ „Wie gibt’s denn das?“ fragte ich nach, und „Du hast mir gar nichts von der Entscheidungsprüfung erzählt, wie war das denn?“ Felix erzählte daraufhin, dass er gar keine Prüfung hatte, da er ja auf Sommersportwoche war und dass das alles eh nicht so schlimm ist, denn letztes Jahr hatte er zwei Nachprüfungen und heuer nur eine und das wird ohnehin ganz einfach!*

Kaum hatte Felix diesen Satz ausgesprochen, waren wir auch schon beim Blumengeschäft. Wir gingen hinein und Felix schaute sich sehr ausführlich und genau alle Kakteen an. Dabei entstand folgender Dialog:

Felix: Also! Wenn ein Kaktus 1,90 kostet, dann kann ich mir 3 Kakteen kaufen.

TG: Hmm, ja, das stimmt.

Felix: Alle drei kosten 5,70! Weißt du wie man das rechnet?

TG: Na sag mal.

Felix: (Er redet übertrieben laut. Er wirkt geradezu aufgeregt) Man tut zuerst so, als ob ein Kaktus 2,00 Euro kosten würde. 3 mal 2 ist 6! Und dann muss man 3-mal die 10 Cent noch abziehen, die man vorher einfach dazu gerechnet hat und kommt eben auf 5,70. (Die Dame an der Kasse schaute äußerst verwundert)

TG: Spitze. Das ist ein cooler Weg das einfach auszurechnen.

Wir stehen bereits an der Kassa und ich zahle mit einem 20 Euro Schein. Die Dame an der Kassa gibt den Betrag ein und am Display der Kassa ist die Differenz von 14,30 zu sehen. Felix blickt ganz kurz und „unauffällig“ zur Kassa und sagt dann:

Felix: 20 Euro – da bekommst du 14,30 zurück!

Die Dame an der Kassa schaut immer verwunderter was da gerade passiert – sie verzieht aber keine Miene.

Wir sind dann zurück zum Park. Während Felix kurz Fußball spielen war, habe ich die drei Kakteen (in meiner Wohnung) in einen größeren Topf eingepflanzt. [...]

Wir verabschiedeten uns und Felix meinte, dass er bereits am Freitag zu seiner Tante fährt und wir uns daher erst in zwei Wochen sehen werden. Abschließend umarmte er mich und sagte noch: „Die Kakteen nehme ich mit, die muss man ja gießen! Sonst gehen sie mir noch ein.“ (Protokoll, 47.Treffen)

Um diese Szene besser verstehen zu können, sollen, wie Stern es vorschlägt, die drei Gegenwartsmomente („(1) der Gegenwartsmoment, in dem die ursprüngliche Erfahrung in eine verbal – narrative Form gebracht wird; (2) der Gegenwartsmoment, der im Erzähler erzeugt wird, während er einem anderen die Narration erzählt; und (3) der Gegenwartsmoment, der während der Erzählung im Zuhörer erzeugt wird.“ (Stern 2005, S. 198)) analysiert werden.

Warum bringt Felix dieses Rechenbeispiel? Warum bringt er diese Erfahrung aus der Schule in diesem Moment in eine narrative Form? – Wie die Vorgeschichte erzählt hat, war Felix ein weiteres Mal mit Schulversagen konfrontiert. Nachdem er

ursprünglich glaubte dieses Jahr keine Prüfung zu haben, kam dann doch die böse Überraschung. Es war ihm außerordentlich unangenehm vor dem therapeutischen Gefährten wieder „versagt“ zu haben. Noch dazu soll an die Umakzentuierung während des vorigen Treffens erinnert werden, dass der Grund seiner schlechten Leistungen nicht Dummheit, sondern Faulheit ist (siehe 46.Treffen). Mit dieser Geschichte zeigte er dem therapeutischen Gefährten, dass er sehr wohl etwas kann, sogar etwas speziell Raffiniertes seiner Meinung. In diesem, in explizite Form gebrachte, Rechenbeispiel steckte noch viel mehr als bloßes Wissen wie man es richtig macht – nämlich der Scham über sein Versagen und der Beweis nicht dumm zu sein (sondern bloß faul).

Was ist in Felix während des Erzählens vorgegangen? – Die Antwort auf diese Frage kann natürlich nur vermutet werden, aber es gibt ein paar Indizien für seinen emotional stark aufgebrachten Zustand. Erstens redet Felix extrem laut – er ist sehr aufgeregt. Die fragenden und verwunderten Blicke der Verkäuferin scheinen ihn in keinem Moment zu tangieren. Vielmehr tritt er in einen, von seiner Seite, affektiv sehr aufgeladenen Dialog mit dem therapeutischen Gefährten. Er will unbedingt zeigen, dass er etwas gut kann, noch dazu etwas Schulisches. Diese These wird dann unterstützt, als Felix an der Kassa erneut sein mathematisches Geschick unter Beweis stellen möchte. Zwar schummelt er, als er zur Registrierkassa blickt um den Differenzbetrag abzulesen, aber das Risiko musste er scheinbar eingehen um den therapeutischen Gefährten restlos zu überzeugen. Implizit schwingt also der Versuch von Felix mit das intersubjektive Bewusstsein zwischen ihm und seinem therapeutischen Gefährten zu stärken und aufrecht zu erhalten – es soll nicht durch die Englisch Nachprüfung in Frage gestellt werden.

Und schließlich die Frage, was für ein Gegenwartsmoment in dem therapeutischen Gefährten erzeugt wurde? – Ganz offensichtlich war er im ersten Moment selbst sehr überrascht, ähnlich wie die Verkäuferin. Daher nimmt er sich während des Dialogs sehr zurück und wartet zunächst ab. Nachdem das Resultat von Felix verlautbart wurde, schenkt er dem Jungen hohe Anerkennung und bewundert ihn. Dem therapeutischen Gefährten war zunächst nicht klar warum die Szene genau so passiert ist, aber da zwischen den beiden bereits ein hohes intersubjektives Verständnis generiert werden konnte, war es dem therapeutischen Gefährten klar, dass dieser Dialog mehr zu bieten hatte als eine bloße Rechenhilfe. Daher reagierte

er intuitiv - zunächst abwartend und dann mit einem Lob, um im Nachhinein über diesen Vorgang erneut nachdenken zu können.

Wie schon erwähnt, macht Daniel Stern darauf aufmerksam, dass die Geschichte in ihrer Ganzheit und ihrer zentralen Bedeutung erst wieder in einem späteren, darauf liegenden Gegenwartsmoment erfasst werden kann. Das soll abschließend hier und jetzt erfolgen:

Es gibt einige Gründe warum Felix genau so reagiert hat. Man könnte sogar davon ausgehen, dass er zu diesem Moment ein ganz dringendes Bedürfnis nach intersubjektivem Verständnis hatte.

Da ist zunächst der Umstand, dass er seine gerade erst eroberte Liebe für zwei Monate nicht sehen wird. Ein junger Bursche mit derart schlechten Bindungserfahrungen wird auf so einen Umstand nicht ganz unsensibel reagieren.

Darüber hinaus zeigt auch sein Wunsch nach einem Kaktus so wie ihn der therapeutische Gefährte hat, dass er wohl nach einen sicherheitsstiftenden Objekt Ausschau hält. Wie schon im Kapitel (3.7.3.) Die Problemlage „das Essen“ berichtet wurde beschreibt Habermas hierzu, als Beispiel eines pathologischen Dinggebrauchs, die Bedeutung von Sicherheitsobjekten bei angstneurotischen Erkrankungen. Menschen mit Phobien, sind meist eng an Personen gebunden, in deren Anwesenheit sie weitgehend angstfrei bleiben. (Vgl. Habermas 1999, S. 371) Solche antiphobischen Objekte sind unter der absoluten Kontrolle des Benützers und sind damit jeder Zeit erreichbar, sie werden in quasi ritualisierter Weise ständig bei sich getragen und dienen nicht der Anregung zu kreativen Phantasien oder Handlungen, sie dienen in gewisser Weise der Verleugnung der Realität, nämlich des Allein- und Getrennt seins von Sicherheit stiftenden Personen, beziehungsweise scheinen sie als temporärer Ersatz für diese abwesenden, Sicherheit gebenden Bezugspersonen zu dienen. (Vgl. Habermas 1999, S. 372)

In Anbetracht dessen, dass Felix für zwei Wochen wegfährt, war es ihm scheinbar sehr wichtig etwas mitnehmen zu können, das ihn an seinen therapeutischen Gefährten erinnert und in schwierigen Momenten zur Seite stehen kann. Wie im Protokoll zu lesen war, hat Felix auch angegeben, die Kakteen mitzunehmen (was er auch tatsächlich gemacht hat), obwohl keine Pflanze weniger Fürsorge braucht als ein Kaktus.

Dann ist da noch der Umstand, dass beim 46. Treffen diese Umakzentuierung von Dummheit – hin zur Faulheit als Grund seiner schulischen Misserfolge getroffen wurde. Das Teilen des intersubjektiven Bewusstseins über diesen Umstand sollte nicht verletzt werden. Die Neuorientierung zu diesem Thema war zu wichtig für Felix Selbstorganisation, daher durfte sie nicht in Frage gestellt werden. Es handelt sich hier also um ein Bedürfnis nach Orientierung, die schon deswegen von großer Bedeutung ist, weil sich ohne diese Orientierung Verwirrung breit machen kann und dadurch im weiteren Verlauf auch Angst entsteht. Felix muss also wissen, wo er in dem intersubjektiven Feld, das er mit dem therapeutischen Gefährten teilt, steht. Weiß Felix das nämlich nicht, wird automatisch eine Art Suchverhalten aktiviert, um das entstehende, beziehungsweise entstandene Unbehagen zu beseitigen – also die Narration des Rechenbeispiels als Inszenierung.

4.5.3. Die Problemlage „Vergangenheit und der Gegenwartsmoment“

„Die Vergangenheit muss das Erleben der Gegenwart beeinflussen können. Anders formuliert: Die Vergangenheit muss irgendwie in das Gegenwartserleben eingearbeitet werden. Andernfalls könnte sie keine Rolle im gegenwärtigen Leben spielen, und es gäbe auch keinen psychischen Determinismus und keine Psychodynamik. Andererseits aber muss das Gegenwartserleben das Potential besitzen, die Vergangenheit zu beeinflussen, indem es ihren Einfluss reduziert, neuerlich auswählt, welche Vergangenheitselemente den wichtigsten Einfluss ausüben werden, oder indem es die Vergangenheit einfach verändert. Wenn die Gegenwart dazu nicht imstande wäre, könnte es keine therapeutische Veränderung geben. [...] Der Gegenwartsmoment ist der Boden, auf dem Vergangenheit und Gegenwart einander begegnen.“ (Stern 2005, S. 202)

Was hier Stern exponiert ist, dass die „funktionale Vergangenheit“, so bezeichnet Stern die Vergangenheit, welche die Gegenwart beeinflusst, während verschiedener Situationen in Gegenwartsmomenten, ihre Gestalt auch grundsätzlich verändern kann. Denn das menschliche Gedächtnis besteht aus einer Ansammlung von Erfahrungsfragmenten, die, je nach gegenwärtigem Kontext, so zusammengestellt werden, d.h. aktualisiert werden, dass im Hier und Jetzt eine entsprechende

Erinnerung hergestellt wird. Dieser angesprochene, gegenwärtige Erinnerungskontext ist all das, was gerade jetzt auf der mentalen Bühne geschieht; dazu können Gerüche, Geräusche, Melodien, etc. gehören, aber auch bestimmte Stimmungen, Gefühlszustände oder Gedanken, die einem gerade durch den Kopf gehen. (Vgl. Stern 2005, S. 203)

„Der gegenwärtige Erinnerungskontext ist nicht nur einer dieser gerade stattfindenden Erlebensweisen – er ist die Gesamtheit dessen, was im Moment geschieht. Ihn konstituiert ein Amalgam aus all den Wahrnehmungen, Sensationen, Kognitionen, Affekten, Gefühlen und Aktionen, die gegenwärtig bewusst und unbewusst, implizit und explizit auf uns einwirken. In diesem Sinn können auch frühere Traumata, Konflikte und andere Grundelemente der traditionellen Psychoanalyse, die partiell aktiviert bleiben, einen Vorder- oder Hintergrundaspekt des gegenwärtigen Erinnerungskontextes bilden.“ (Stern 2005, S. 203)

Als Beispiele für solche Begegnungen der Vergangenheit und der Gegenwart sollen keine Erlebnisse von Felix erzählt werden, die in seiner frühen Kindheit passiert sind und nun in diversen Gegenwartsmomenten eine Veränderung erfahren hätten, sondern hier soll über die letzten Treffen zwischen Felix und seinem therapeutischen Gefährten berichtet werden, in denen verschiedene Dialoge entstanden sind, die ebenso sehr gut illustrieren können, inwiefern die zwei Jahre Unterstützung durch einen „therapeutischen Gefährten“, Einfluss auf sein gegenwärtiges Erleben hatten. Das hat zu einem Vorteil, dass diese Situationen durch die Protokolle dokumentiert vorliegen und daher auch eine bessere Nachvollziehbarkeit gegeben ist, darüber hinaus kann davon ausgegangen werden, dass ohnehin auch sehr frühe Erfahrungsfragmente von Felix in diesen Begegnungsmomenten beinhaltet sind und nicht zuletzt soll es Ziel dieser Arbeit sein, Entwicklungsprozesse während einer entwicklungspädagogischen Begleitung nachzuzeichnen, beziehungsweise die Psychodynamik von Felix besser verstehen zu lernen.

Während des 61. Treffens, also ca. zweieinhalb Monate vor Beendigung der therapeutischen Begleitung ereignete sich folgender Dialog:

TG: Du Felix, da gibt's noch etwas über das wir beide einmal reden sollten.

Felix: Und was?

TG: Na wie du ja weißt, geht unser Projekt zwei Jahre lang – und mit Ende des Jahres ist es dann auch vorbei...

Felix: NEIN!

TG: Was heißt nein? Es ist halt einmal so, dass...

Felix: Schau das Auto da drüben! (Felix deutet auf ein beliebiges Auto, das gerade an uns vorbei fährt) Das ist schön.

TG: Aber...(Felix unterbricht mich erneut)

Felix: (deutet auf ein anderes Auto) Oder das Auto, das ist auch schön.

(Protokoll, 61.Treffen)

Es ist zu beachten, dass hier der Deutungsprozess intersubjektiv, in zwei Richtungen, hätte wahrgenommen werden müssen. Denn einerseits ist eine Abwehrreaktion in Form von Verdrängung oder Leugnung eine zu erwartende Reaktion eines jungen Burschen, der in seinem Leben schon so oft schmerzliche Bindungs- und Trennungserfahrungen machen musste. Und andererseits verwendet er diesen „running gag“: „Schau das Auto da drüben! (Felix deutet auf ein beliebiges Auto, das gerade an uns vorbei fährt) Das ist schön.“, den er schon des Öfteren in anderen Situationen mit dem therapeutischen Gefährten verwendet hat – zum Beispiel wenn Fragen nach misslungenen Schularbeiten gestellt wurden. Auffallend ist, dass in diesem Moment keinerlei Auseinandersetzung mit dem Problem als solches stattfindet. Durch die Verdrängung/Leugnung ist es wie weggewischt und auch der zweite Versuch des therapeutischen Gefährten wird gekonnt abgewehrt.

Als erstaunlich kann jedoch ausgewiesen werden, dass dieser beschriebene Dialog zwischen Felix und seinem therapeutischen Gefährten als eine Art „Deutungsspiel“ angesehen werden kann. Ganz im Sinne von Winnicott wird auch hier das Spiel dazu benutzt um Räume zu öffnen, die dabei hilfreich sein sollen, mit schwierigen, beziehungsweise belastenden Situationen leichter umgehen zu können. Ganz offensichtlich hat der therapeutische Gefährte die bestehenden Kommunikationsregeln verletzt, zumindest aus Felix Sicht. Daher auch seine sehr deutliche Reaktion, die klar machen sollte, dass er in diesem Moment nicht über ein anfälliges Ende der Begleitung reden möchte. In diesem Sinne war es daher zunächst unumgänglich Zeit und Raum zu schaffen um sich zu einem späteren Zeitpunkt auf eine gemeinsame Lösung des Problems verständigen zu können. Das bedeutet aber auch, dass eine Deutung des Problems nicht einfach vom therapeutischen Gefährten gegeben werden konnte, sondern sie scheinbar erst dann von Felix fassbar wird, wenn sie innerhalb der bestehenden intersubjektiven Regeln

gegeben wird, was wiederum besagt, dass Deutungen ausschließlich in einem Miteinander von Felix und seinem Gefährten generiert werden können.

Nachdem in der Supervision sehr intensiv über die Zeit der Trennung gesprochen wurde, findet eine Woche später erneut ein Versuch statt. 62. Treffen:

TG: Du Felix, letzte Woche wollte ich mit dir darüber reden, dass unsere Treffen bald zu Ende gehen werden.

Felix: Schau! Schönes Auto.

TG: Nein Felix! Es ist ja nicht so, dass ich das super finde, dass es so bald vorbei ist, aber es ist nun mal eine Tatsache.

Felix: Na dann können wir uns ja eh weiter treffen.

TG: Leider nein. So einfach ist das nicht.

Felix: Aber warum nicht?

TG: Weil das eben ein Projekt war, im Rahmen meiner Ausbildung. Und dabei wurde ich auch unterstützt – und das geht nun zu Ende. Und außerdem haben wir beide auch gewusst, worauf wir uns da einlassen. Wir haben doch ganz am Anfang darüber gesprochen – kannst du dich erinnern?

Felix: Ja schon, aber...

TG: Denk doch daran, wie groß und erwachsen du in der Zwischenzeit geworden bist, was wir alles in den zwei Jahren erlebt haben - und dann hast du in Zukunft auch mehr Zeit, die du mit der Merve (seine Freundin) verbringen kannst. Ich denke, dass du mittlerweile schon sehr gut alleine zurechtkommen kannst. Und wenn tatsächlich einmal etwas ganz blödes passiert, dann kannst du mir jeder Zeit schreiben und ich schreibe dann natürlich zurück.

Felix: Warum schreiben? Ich kann dich ja auch anrufen.

TG: Ach Felix. Du bist so ein fauler Sack!

Wir lachten beide und gingen weiter. Felix wollte scheinbar nicht mehr weiter darüber reden. [...]

Als wir dann schon fast zu Hause waren, schaute Felix mich an und sagte: „Du weißt aber schon, dass ich wirklich sehr, sehr, sehr, sehr traurig bin, wenn das zu Ende geht!“ Dieser Moment war alles andere als leicht für mich. Ich schaute Felix an und sagte: „Ja ich weiß! Mir tut es auch irrsinnig leid und du kannst dir sicher sein, dass es für mich auch nicht gerade schön ist.“ [...]

(Protokoll, 62.Treffen)

Kann das Gegenwartserleben mit dem therapeutischen Gefährten das Potential erlangen, die funktionale Vergangenheit so zu verändern, dass es Felix möglich wird die bevorstehende Trennung zu akzeptieren? Beziehungsweise hat die funktionale Vergangenheit in den letzten zwei Jahren bereits eine substantielle Veränderung erfahren, sodass alte Erfahrungsfragmente an Wirkmächtigkeit verloren haben?

Zumindest könnte behauptet werden, dass nicht neue Bedeutungen generiert oder vertieft wurden, sondern ein gemeinsames Erleben, eine intersubjektive Verständigung wirkmächtig wurde. Die Bereicherung des Erlebens hat mit Sicherheit tiefe und substantielle Spuren bei Felix hinterlassen. Stern schreibt dazu folgendes: „In folgendem Sinn ist die Expansion des Moments das Gegenteil seiner Generalisierung: Generalisierung ist der Prozess der Erweiterung besonderer, spezifischer Fälle zu allgemeinen, abstrakteren Konklusionen. Expansion ist der Prozess, in dem man an dem auftauchenden spezifischen Moment festhält oder in ihm verharnt, ihn vollständiger wahrnimmt, stärker gewichtet und tiefer würdigt.

Während solcher Expansionen wird die Vergangenheit aktiv als Hintergrund empfunden, vor dem sich die aktuellen Vorgänge vollziehen und Gestalt annehmen. [...] Sie repräsentiert einen beispielhaften Prozess der subjektiven Haltung und beinhaltet die Begegnung mit einer neuen Erfahrung. Diese Erfahrung legt, während sie gelebt wird, eine geschichtete Welt nieder – und all dies passiert innerhalb weniger Sekunden.“ (Stern 2005, S. 213)

Im letztgenannten Protokollabschnitt findet genau so eine Begegnung mit dem Versuch einer neuen Erfahrung statt. Zum ersten Mal wird nicht einfach nur beiseite geschoben, sondern über „die Sache“ geredet. Der therapeutische Gefährte versucht Felix zu stärken, indem er ihm sagt, wie erwachsen er mittlerweile ist, darüber hinaus unterbreitet er lustvolle Vorschläge, was man sonst noch mit der neu gewonnenen Zeit anfangen könnte und zuletzt unterbreitet er Felix noch eine Rückversicherung („Und wenn tatsächlich einmal etwas ganz Blödes passiert, dann kannst du mir jeder Zeit schreiben und ich schreibe dann natürlich zurück.“), die beruhigend wirken soll, um den bevorstehenden Moment der Trennung nicht als zu bedrohlich erscheinen zu lassen. Mit Sicherheit schwingen die negativen Bindungs- und Trennungserfahrungen von Felix, zumindest implizit, mit, doch als er zuletzt noch ausdrückt, wie traurig ihn die Trennung machen wird, hat Felix ganz offensichtlich, zumindest im Ansatz, die bevorstehende Trennung realisiert und zur Kenntnis

genommen. Besonders der Gegenwartsmoment, als Felix sagt: „Du weißt aber schon, dass ich wirklich sehr, sehr, sehr, sehr traurig bin, wenn das zu Ende geht!“, repräsentiert diesen beispielhaften Prozess seiner neuen, subjektiven Haltung zu diesem Thema und beinhaltet gleichzeitig die Begegnung mit einer alten Erfahrung, die schlagartig zu einer neuen Erfahrung wird.

Zuletzt soll noch eine ganz kurze Episode aus dem 65. Treffen erwähnt werden:

65. Treffen: [...] *Da Felix so gar keine Vorschläge machen wollte, habe ich ihn gefragt, ob er vielleicht ins Kino gehen möchte. Darauf erwiderte er wie aus der Pistole geschossen: „Nein! So viel Zeit haben wir nicht mehr, dass wir zwei Stunden nur blöd einen Film schauen. Gehen wir ins Haus des Meeres.“*[...]

Als wir in dem Raum mit den tropischen Giftschlangen waren, kam auch eine Mutter mit ihrer ca. 5 – 6 Jahre alten Tochter dazu. Als ich das Szenario so beobachtete, konnte ich keine sehr großen Unterschiede im Verhalten zwischen dem kleinen Mädchen und dem 15 jährigen Felix erkennen. Aber ich hatte das Gefühl, dass diese Regression ihm unsagbar gut tat. [...] (Protokoll, 65.Treffen)

Dieser kurze Ausschnitt zeigt einerseits, dass Felix die Tatsache der bevorstehenden Trennung tatsächlich akzeptiert hat und andererseits seinen neuen, modifizierten Umgang mit dieser Situation lebt. Denn aus seiner Verdrängung wurde, zumindest im Augenblick, ein in der Regression sich stärkendes, zur Erholung beitragendes Verhalten. Man könnte natürlich dieses regressive Anpassungsverhalten von Felix auch als eine Form von Abwehr deuten, jedoch kann an dieser Stelle berichtet werden, dass die Regression mit Ende des Besuchs des Haus des Meeres auch wieder zu Ende war und anscheinend nur kurz als sicherheitsstiftendes und Vertrautheit erzeugendes Verhalten gewählt wurde.

4.6. Zusammenfassung und Analyse zum Problemprofil bezüglich „Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in der Arbeit der therapeutischen Begleitung“

Im Rahmen der themengeleiteten Analyse der Protokolle konnten drei besondere Problemlagen in Anlehnung an das Thema „Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in der Arbeit der therapeutischen Begleitung“ herausgearbeitet werden. In diesen drei Unterkapiteln wurde versucht, die intersubjektive Beziehung zwischen Felix und seinem therapeutischen Gefährten, in Bezug auf die vorausgehenden, theoretischen Ausführungen, zu beleuchten.

Im Zuge der Zusammenfassung und Analyse zum Problemprofil muss nun der Frage nachgegangen werden, welche Konsequenzen die Generierung eines intersubjektiven Verständnisses/Bewusstseins für die Entwicklungs- und Psychodynamik von Felix gehabt haben konnte, beziehungsweise welche Parameter für einen gelungenen und unterstützenden Begleitprozess von Felix und seinem therapeutischen Gefährten bedeutsam waren.

4.6.1. Zusammenfassung

Anhand der Protokolle wurden drei Themen diskutiert, die die intersubjektive Beziehung zwischen Felix und seinem therapeutischen Gefährten analysieren sollten.

1. Der Prozess des Vorgehens

„Das Vorgehen ist jener häufig schlendernde, eher umherschweifende als zielgerichtete Prozess des Suchens und Findens eines möglichen Weges, den man dann wieder verliert, um etwas später erneut auf ihn zu treffen (oder einen anderen einzuschlagen), und der Auswahl von Zielen, an denen man sich orientieren kann – Ziele, die man häufig erst im Vorgehen entdeckt.“ (Stern 2005, S. 157 f.)

Eine immens wichtige Antriebskraft für das Vorgehen ist das Bedürfnis nach intersubjektivem Kontakt. Laut Stern gibt es drei große intersubjektive Motive, die den klinischen Prozess vorantreiben: Zuallererst soll das Gegenüber ausgelotet

werden, um zu sehen, wo man sich selbst im intersubjektiven Feld befindet. „Das zweite intersubjektive Motiv besteht darin, Erleben zu teilen und von seinem Gegenüber erkannt und vor allem gekannt zu werden.“ (Stern 2005, S. 159) Und schließlich soll das Ziel in einem therapeutischen Prozess darin bestehen, „das eigene Selbst mit Hilfe der in den Augen des Anderen erkennbaren Widerspiegelungen zu definieren und neu zu definieren.“ (Stern 2005, S. 160) Dadurch kann die eigene Identität im Prozess umgebildet, beziehungsweise auch neu konsolidiert werden.

2. Die Verflechtung von Implizitem und Explizitem

„In Narrationen findet ein Austausch von Implizitem und Explizitem statt. Bilder, Gefühle und Intuitionen aus dem impliziten Bereich müssen vom Sprecher in den verbalen expliziten Bereich übertragen werden, und umgekehrt muss der Zuhörer die Wörter in Bilder, Gefühle und Intuitionen übersetzen.“ (Stern 2005, S. 193)

Betrachtet und analysiert man solche Erzählungen, sind laut Daniel Stern drei parallele Gegenwartsmomente von Relevanz: „(1) der Gegenwartsmoment, in dem die ursprüngliche Erfahrung in eine verbal-narrative Form gebracht wird; (2) der Gegenwartsmoment, der im Erzähler erzeugt wird, während er einem anderen die Narration erzählt; und (3) der Gegenwartsmoment, der während der Erzählung im Zuhörer erzeugt wird.“ (Stern 2005, S. 198)

Dem nicht genug, muss noch ein weiterer entscheidender Punkt betrachtet werden: Nämlich der Umstand, dass eine Geschichte, sogar nachdem sie erzählt wurde und bereits objektiv betrachtet werden kann, in ihrer Ganzheit und ihrer zentralen Bedeutung erst wieder in einem späteren, darauf liegenden Gegenwartsmoment erfasst werden kann, was aufs neue die komplexe Interdependenz von expliziter Bedeutung und impliziten affektiven Erleben unterstreichen soll.

3. Die Vergangenheit und der Gegenwartsmoment

Es besteht ein breiter Konsens darüber, dass bereits vergangene Episoden des Lebens, die Gegenwart auf sehr drastische Art und Weise beeinflussen können. Auch wenn sich ein Gegenwartsmoment entfaltet, haben jeweils bestimmte Vergangenheitselemente einen hohen Einfluss auf das Erleben im Hier und Jetzt,

das soweit gehen kann, dass die aktuelle Vergangenheit sogar verändert werden kann. Wäre das nicht so, wären therapeutische Interventionen wenig sinnvoll. Stern postuliert, dass der Gegenwartsmoment der Ort ist, an dem sich Vergangenheit und Gegenwart begegnen, was zur Folge hat, dass sich die „funktionale Vergangenheit“ (Stern 2005, S. 202) in diversen Gegenwartsmomenten eben grundsätzlich neu gestalten kann. „Jede Veränderung kann als separater Erinnerungskontext dienen. Dies ermöglicht es, dass die Vergangenheit ständig einbezogen wird, und zwar nicht in Form diskreter, vollständiger Erinnerungen, sondern in Form von Einflüssen, die außerhalb des bewussten Gewahrseins bleiben.“ (Stern 2005, S. 204)

4.6.2. Analyse zum Problemprofil

Welche Probleme können demnach erkannt werden? Hatte die Generierung eines intersubjektiven Verständnisses/Bewusstseins signifikante Konsequenzen für die Entwicklungs- und Psychodynamik von Felix, beziehungsweise welche Parameter waren für einen gelungenen und unterstützenden Begleitprozess von Felix und seinem therapeutischen Gefährten bedeutsam?

- Im Prozess der therapeutischen Begleitung steht das Miteinander des Kindes und seines therapeutischen Gefährten im Hier und Jetzt im Mittelpunkt eines jeden Treffens. Die Beziehung, das intersubjektive Verständnis füreinander und die Möglichkeit, die Gefühle des Kindes richtig fassen zu können sind grundlegende Parameter für ein gelungenes Miteinander.
- Die Auslöser, für Felix Geschichten waren meist neuartige, unerwartete, problematische oder konfliktreiche Situationen, die es psychisch zu verarbeiten galt. Wenn davon ausgegangen wird, dass das erlebende Selbst stets eine Haltung gegenüber seinen Geschichten und daraus entstehenden Gegenwartsmomenten einnehmen muss, dann impliziert das, dass Felix durch seine Narrationen einen hohen Grad der Auseinandersetzung mit schwierigen Problemlagen auf sich genommen hat, indem er mit seinem therapeutischen Gefährten den Dialog gesucht hat (das impliziert eine signifikante Konsequenz für seine Entwicklungsdynamik).

- Felix und sein therapeutischer Gefährte waren in der Lage, „erzählte und gelebte Geschichten“ miteinander zu teilen, beziehungsweise auch zusammen zu produzieren. Dadurch veränderte sich der Kontakt zwischen ihnen, was wiederum großen Einfluss auf Felix Beziehungs- und Bindungserfahrungen hatte. Stern meint in diesem Zusammenhang: „Unsere Intentionen werden im Dialog mit den gefühlten Intentionen anderer Menschen modifiziert oder initiiert. Unsere Gefühle werden durch die Intentionen, Gedanken und Gefühle anderer geprägt. Und wir erzeugen unsere Gedanken im Dialog, und zwar auch dann, wenn wir ihn nur mit uns selbst führen. Kurz, unser mentales Leben ist ein gemeinsames Produkt unserer selbst und anderer Psychen. Ebendiesen stetigen Dialog bezeichne ich als intersubjektive Matrix.“ (Stern 2005, S. 90)
- Es war Felix möglich, vielerlei implizite regulatorische Repräsentationen zu generieren. Das war im Umgang mit seinem therapeutischen Gefährten von großer Wichtigkeit, hatte mit Sicherheit aber auch enorme Auswirkungen auf sein sonstiges Leben.
- Es könnte sogar gesagt werden, dass die Regulierung des unmittelbaren intersubjektiven Feldes, zum Beispiel eben in einer entwicklungspädagogischen Situation, ein impliziter Aufgabenbereich ist. Demnach sind diese impliziten Aspekte in dem Sinne fundamental, als sie die expliziten Vorgänge (in einer Therapiestunde: zum Beispiel die Narration über vergangene Konflikte) in einen Kontext setzten. Die impliziten Vorgaben und Möglichkeiten diktieren sozusagen, worüber überhaupt gesprochen werden kann. (Vgl. Stern 2005, S. 130)
- Der „Prozess des Vorangehens“ war die signifikante Form des Miteinanders von Felix mit seinem therapeutischen Gefährten (der „Prozess des Vorangehens“ als entscheidender Parameter für eine gelungene therapeutische Begleitung).
- Immer wieder war es notwendig, „intersubjektive Orientierung“ zu schaffen.
- Es war Felix mit seinem therapeutischen Gefährten stets möglich, das gemeinsame „intersubjektive Feld“ zu vergrößern.

In diesem Sinne ist eine Erweiterung des intersubjektiven Feldes während des therapeutischen Prozesses des Vorangehens ein Garant dafür, so Stern, dass sich die Beziehung zwischen Klient und therapeutischen Gefährten

zumindest implizit verändert. Das hat zur Folge, dass in diesem speziellen Fall Felix die Art des Zusammenseins mit seinem therapeutischen Gefährten neu erlebte und in weiterer Folge diese Erfahrungen auch mit anderen erleben kann. Diese neuen Erfahrungen werden also in das implizite Beziehungswissen von Felix integriert.

- Das eigene Selbst wurde mit „Hilfe der in den Augen des Anderen erkennbaren Widerspiegelung“ (Stern 2005, S. 160) immer wieder neu definiert und die eigene Identität von Felix wurde darüber hinaus bei diesen Vorgängen umgebildet, was eine signifikante Konsequenz für seine Entwicklungsdynamik impliziert.
- In verschiedenen „Gegenwartsmomenten“ (mit seinem therapeutischen Gefährten) war es Felix möglich, die „funktionale Vergangenheit“ immer wieder so neu zu gestalten, dass das Gegenwartserleben zumindest weniger belastend, beziehungsweise weniger leidvoll erlebt werden konnte. Diese Fähigkeit impliziert eine signifikante Konsequenz für seine Entwicklungsdynamik – die aktive Fähigkeit, seinen Leidensdruck zusammen mit dem therapeutischen Gefährten zu reduzieren.

5. Containment und Mentalisierung

5.1. Einführung

Containment ist ein Begriff, der erstmals 1962 von Wilfred R. Bion für die psychotherapeutische Arbeit verwendet worden ist. „Das Konzept des Containments, die Behälter-Funktion, bezieht sich in der Therapie auf die Fähigkeit des Analytikers, die Projektionen des Patienten aufzunehmen, ohne sie auszuagieren, und sie dem Patienten in einer verdaulichen Form wiederzugeben. [...] Der Analytiker nimmt in diesem Bild eine dynamische Funktion ein, da er aktiv Verdauungsarbeit der unerträglichen Gefühle leistet und nicht lediglich als Projektionsfläche dient.“ (Wörterbuch der Psychoanalyse 2002, S. 114)

Auch Winnicott beschreibt ähnliche Phänomene: Zum Beispiel die „Spiegelung des Säuglings im Gesicht der Mutter“ (Winnicott 1967, S. 78) als einen Weg für das Kind,

sich mit seinen inneren Zuständen vertraut zu machen, beziehungsweise auch „das Halten“ als eine essentielle mütterliche Funktion (Vgl. Winnicott 1984, S. 32) als auch eine Funktion einer ausreichend guten Umwelt (Vgl. Winnicott 1984, S. 75 f.) die seiner Meinung nach als eine Grundvoraussetzung für erfolgreiche Entwicklung angesehen werden kann (Vgl. Winnicott 1984, S. 129 ff.).

Ähnlich der „Spiegelung des Säuglings im Gesicht der Mutter“ bei Winnicott, ist bei dem französischen Psychoanalytiker Lacan die Auseinandersetzung mit dem so genannten „Spiegelstadium“. „Das Spiegelstadium zeigt auf, dass das Ich ein Produkt der Verkenning [...] ist. Gleichzeitig ist es der Ort, an dem das Subjekt sich selbst entfremdet wird. Es repräsentiert die Einführung des Subjekts in die imaginäre Ordnung. Doch das Spiegelstadium hat auch eine wichtige symbolische Dimension. Diese ist in der Figur des Erwachsenen anwesend, der das Kind hält oder trägt. Einen Augenblick, nachdem das Subjekt jubelnd sein Bild als sein eigenes angenommen hat, dreht es den Kopf hin zum Erwachsenen, der den großen Anderen darstellt, als ob es ihn bitten würde, sein Bild zu bestätigen (Lacan 1962-1963, Seminar vom 28. November 1962).“ (Evans 2002, S. 279)

Und schließlich erfährt der Begriff des Containments durch die nicht ganz unumstrittene Bindungsforschung eine Weiterentwicklung. Peter Fonagy und seine Kollegen postulieren nämlich, dass „wenn man unter einer sicheren Bindung den Erwerb von Regulierungsmechanismen [...] für unerträgliche Erregungszustände versteht [...], dann könnte man argumentieren, dass das Kind die dazu nötigen Informationen am ehesten konsistent erwerben und kohärent repräsentieren kann, wenn ihm sein eigener aktueller Affektzustand exakt, aber nicht so, dass er sich überwältigt fühlt, gespiegelt wird. Sichere Bindung hat also möglicherweise sehr viel mit gelungenem Containment gemeinsam [...]. Ausschlaggebend ist die Fähigkeit der Mutter, das Kind psychisch zu halten, indem sie auf eine körperlich fürsorgliche Weise reagiert, die zeigt, dass sie die mentale Befindlichkeit des Kindes wahrgenommen hat, und gleichzeitig widerspiegelt, dass sie die Situation bewältigt [...]. Wenn sichere Bindung das Ergebnis eines gelungenen psychischen Gehaltenwerdens ist, dann könnte man eine unsichere Bindung als Identifikation mit der Abwehr der Betreuungsperson auffassen.“ (Fonagy 2003, S. 175 f.)

Wie man an diesem Zitat erkennen kann, ist die Fähigkeit zur so genannten Mentalisierung aus mehreren Gründen von überaus großer Bedeutung, denn wie

bereits erwähnt, hängt eine gelungene Bindung ganz offensichtlich damit zusammen, dass die Mutter/die Eltern die Fähigkeit besitzen, das eigene, als auch das kindliche Verhalten als Ausdruck von Gefühlen, Hoffnungen, Wünschen, Phantasien, etc., also von mentaler Befindlichkeit zu sehen – d.h. diese Mentalisierungsfähigkeit zu leben. Ist folglich eine elterliche Mentalisierungsfähigkeit vorhanden und wird das kindliche Verhalten von den Eltern als eine Abfolge von affektiven Zuständen erkannt (und nicht, zum Beispiel als Projektionsfläche eigener defizitärer Kindheitserfahrungen genutzt), so wird es dem Kind möglich, „sowohl das eigene Verhalten, als auch das Verhalten anderer im Hinblick auf mutmaßliche mentale Zustände zu deuten [...]“. Die reflexive Funktion befähigt das Kind, sich anderer Personen Überzeugungen, Gefühle, Meinungen, Wünsche, Hoffnungen, Kenntnisse, Phantasien, Heucheleien, Pläne und ähnliches mehr vorzustellen. Während das Kind das Verhalten Anderer deutet und vorhersagbar macht, kann es gleichzeitig flexibel aus den vielfältigen Selbst-Objekt Repräsentationen diejenigen aktivieren, die sich für einen speziellen interpersonalen Kontext am besten eignen. Das Kind erforscht, was die Handlungen anderer bedeuten, und diese Exploration ist wiederum von ausschlaggebender Wichtigkeit, damit das Kind lernt, seine eigenen psychischen Erfahrungen zu definieren und als sinnvoll zu erkennen. Diese Fähigkeit leistet möglicherweise einen entscheidenden Beitrag zur Affektregulierung, Triebkontrolle, Selbstbeobachtung und dem Erleben von Selbstorganisation (Fonagy und Target 1997).“ (Fonagy 2003, S. 175)

Um noch einen Schritt weiter zu gehen: „Mentalisierung hängt unauflöslich mit der Entwicklung des Selbst zusammen, mit seiner zunehmend differenzierten inneren Organisation und seiner Teilnahme an der menschlichen Gesellschaft, einem Netzwerk von Beziehungen zu anderen, die diese einzigartige Fähigkeit ebenfalls besitzen.“ (Fonagy 2006, S. 10 f.)

5.2. Containment bei Bion

In diesem Containment Modell spielt das, von Melanie Klein (1946) ausgearbeitete, Konzept der „projektiven Identifizierung“ eine zentrale Rolle. Dieses Konzept besagt, dass „das Ich eigene Anteile in ein Objekt externalisiert, um sie sodann durch ein häufig extrem manipulatives Verhalten gegenüber diesem Objekt unter Kontrolle zu

bringen.“ (Fonagy 2006, S. 171) Diese Anschauung impliziert, dass bei solchen beschriebenen Prozessen ein sehr hohes Maß an Interaktion zu finden ist, beziehungsweise, dass die Beziehung zum Objekt eine sehr intensive sein muss, denn es stellt unter den neuen Umständen die projizierten Selbstanteile dar. (Vgl. Fonagy 2006, S. 171)

Melanie Klein selbst definiert die projektive Identifikation „als eine unbewusste infantile Phantasie, mit deren Hilfe sich der Säugling von seinen persekutorischen Erfahrungen befreit, indem er sie von seiner Selbstrepräsentation trennt (abspaltet) und sie zum Bestandteil seines Objekts macht. Nachdem er seine unbewussten Wut- oder Schamgefühle auf diese Weise losgeworden ist, nimmt er sie in der Mutter wahr. [...]Das Erklärungspotential des Konzepts der projektiven Identifizierung geht über einen Abwehrmechanismus weit hinaus. Der Vorgang kann die Phantasie entstehen lassen, das Objekt auf magische Weise zu kontrollieren.“ (Fonagy 2006, S. 172)

Wilfred R. Bion entwickelte dieses Konzept weiter und differenzierte in der Folge zwischen einer „normalen projektiven Identifizierung“, bei der weniger pathologische Selbstanteile externalisiert werden und die im weiteren Sinn als eine Art Grundlage der normalen Empathie und des normalen Verstehens angesehen werden kann und einer „eher pathologischen projektiven Identifizierung“, die mit Empathie- und Verständnislosigkeit zusammenhängt. Entscheidend war Bions Erkenntnis, dass die projektive Identifizierung keine Form der Abwehr oder der Phantasie ist, sondern, dass sie einen „interpersonalen Prozess darstellt – das Selbst befreit sich von unangenehmen Gefühlen, indem es diese in einem anderen Selbst hervorruft. Die andere Person muss sich also einer psychischen Erfahrung aussetzen, mit der sich das Selbst überfordert fühlt.“ (Fonagy 2006, S. 172)

Bion stellt fest, dass die projektive Identifizierung für das Kleinkind einen besonders hohen Stellenwert einnimmt, weil den Säugling seine oft sehr intensiven Erfahrungen durchaus überfordern können. Daher macht es seiner Ansicht nach Sinn, seine noch nicht verarbeiteten Elemente in eine andere Psyche, also in eine Art Container zu projizieren, die in der Lage ist, diese Elemente aufzunehmen, sie zu transformieren und ihnen Bedeutung zuzuschreiben. Es obliegt also der Mutter, ihr Kind zu trösten und somit gleichzeitig auch die innere Spannung ihres Kindes wie ein Schwamm aufzusaugen. Das hat dann auch die logische Konsequenz, dass das Kind seine

Mutter als dieses Objekt zu internalisieren vermag, das seine ursprüngliche Angst zu ertragen in der Lage ist. Ist das nämlich nicht möglich, so verwandelt sich die projektive Identifizierung in einen „pathogenen Ausscheidungsvorgang“ (Fonagy 2006, S. 173), denn die überwältigende Intensität der Ängste, denen der Säugling ausgesetzt ist zwingt das Kind dazu diese Realität zu verleugnen oder gar psychotisch zu werden. (Vgl. Fonagy 2006, S. 172 f.) Außerdem betont Wilfred Bion, dass „die Mutter das Baby psychisch containen und emotional und physisch in einer Weise reagieren müsse, die unkontrollierbare Gefühle abschwächt und das aufkeimende Gewahrsein des Kindes für seine eigenen psychischen Zustände [...] anerkennt. Sie reflektiert dem Baby, dass sie seine Gefühle und deren Ursache versteht. Dieser Vorgang geht über bloßes Spiegeln [...] hinaus, weil die Mutter nicht nur den emotionalen Zustand des Säuglings reflektiert, sondern darüber hinaus auch ihre eigene Fähigkeit, diesen Zustand zu bearbeiten, ohne von ihm überwältigt zu werden. (Fonagy 2006, S. 173) Wenn dem Kind nun signalisiert werden kann, dass die unerträglichen Affekte unter Kontrolle gebracht werden konnten, wird es dem Baby auch möglich das, was es zuvor projiziert hat, selbst zu bewältigen und es zu „re-internalisieren“ (Fonagy 2006, S. 173), um nun, anstatt des zuvor überwältigenden und überfordernden Affekts „eine Repräsentation dieser emotionalen Erfahrung zu erzeugen, der er sich gewachsen fühlt.“ (Fonagy 2006, S. 173) Das Ziel dieses Vorgangs soll sein, dass das Kind mit der Zeit in der Lage ist, diese „Transformationsfunktion zu internalisieren“ (Fonagy 2006, S. 173) und somit seine negativen Affektzustände selbst zu regulieren.

Es erscheint wichtig darauf hinzuweisen, dass diese Prozesse nonverbal ablaufen und daher das Baby auf die körperliche Verfügbarkeit der Mutter angewiesen ist. Dieser Umstand könnte als eine „alternative Sicht auf den soziobiologischen Ursprung des kindlichen Bedürfnisses nach Nähe zur psychologischen Betreuungsperson, zum mentalen System des Erwachsenen (mind)“ gesehen werden. (Fonagy 2003, S. 98) bzw. (Vgl. Fonagy 2006, S. 173)

Essentiell in Bions Überlegungen ist, dass ganz offensichtlich eine kausale Verbindung zwischen der Entwicklung von Denkprozessen und der Qualität des Containments besteht. „Das Denken geht aus der Abwesenheit des Objekts hervor und hat –wie Freud es beschrieb– die Funktion, die Kluft zwischen Bedürfnis und Aktion zu überbrücken. Dies gilt allerdings nur unter der Voraussetzung, dass der Säugling über eine angemessene Frustrationstoleranz verfügt (Bion, 1959). Diese

setzt die Anwesenheit eines containenden Objekts voraus. Bion (1962a) charakterisiert diesen Prozess als ein „Lernen aus Erfahrung“. Der Säugling, der für seine Gefühle keinen Container findet, wird der Frustration ausweichen, indem er direkte Angriffe auf die Gedanken als böse Objekte und auf die zwischen ihnen bestehenden Verbindungen durchführt. Auf diese Weise zerstört er die Realität oder kann sie zumindest verleugnen. Der Denkprozess wird infolgedessen fragmentiert und kann sogar psychotisch werden; gleichzeitig wächst das Bedürfnis, die Frustration durch weitere projektive Identifizierungen und Spaltungen zu containen, beträchtlich an. [...] Das Baby, das keine Frustration erträgt, wird der Realität ausweichen, indem es das Lernen aus Erfahrung durch Allmacht und Allwissenheit ersetzt.“ (Fonagy 2006, S. 173-174)

5.3. Fonagys Mentalisierungsmodell

Dieses Mentalisierungsmodell basiert auf der These, dass „die Fähigkeit, interpersonales Verhalten unter dem Blickwinkel psychischer Zustände zu begreifen, eine ausschlaggebende Determinante der Organisation des Selbst und der Regulierung von Affekten darstellt und im Kontext früher Bindungsbeziehungen erworben wird.“ (Fonagy 2006, S. 364)

Im Rahmen einer großen empirischen Studie konnte festgestellt werden, dass „die Sicherheit der frühkindlichen Bindung an die Mutter“ (Fonagy 2006, S. 364) vorhergesagt werden kann:

1. Durch die Bindungssicherheit der Mutter während der Schwangerschaft.
2. Durch die Fähigkeit der Mutter, ihre eigenen frühkindlichen Beziehungen zu ihren Eltern aus der Perspektive psychischer Zustände zu betrachten. (Vgl. Fonagy 2006, S. 364)

Aus diesen beiden Punkten kann folgend abgeleitet werden, dass die Wahrnehmung, eine Psyche oder ein psychisches Selbst zu besitzen, keine biologische Gegebenheit ist, sondern vielmehr eine Struktur darstellt, die sich, anfangs im Säuglingsalter, später während des Heranwachsens bis zum Jugendalter stetig entfaltet und deren Ausbildung ganz bestimmend von interaktiven Prozessen mit reiferen anderen Psychen abhängt, die umsichtig, wohlwollend und reflexiv auf die Psyche des Kindes adäquat angepasst sind. (Vgl. Fonagy 2006, S. 365) Demnach kann postuliert

werden, dass das „Verstehen des Selbst als mentaler Urheber“ (Fonagy 2006, S. 364) sowohl aus interpersonalen Erfahrungen, als auch aus primären Objektbeziehungen hervorgeht. (Vgl. Fonagy 2006, S. 364)

So soll als erster Punkt festgehalten werden: Mentalisierung umfasst sowohl eine selbstreflexive als auch eine interpersonale Komponente. Beide zusammen vermitteln dem Kind die Möglichkeit, die innere von der äußeren Realität sowie innere psychische und emotionale Vorgänge von interpersonalen zu unterscheiden.

Fonagy und Target wollen die Mentalisierung aber nicht bloß als kognitiven Prozess verstanden wissen, denn die Initialzündung zu diesem Prozess erfolgt „mit der Entdeckung von Affekten durch das Medium der primären Objektbeziehungen.“ (Fonagy 2006, S. 365) Das führt auch gleich zum zweiten wichtigen Punkt: Die Affektregulierung und die Mentalisierung sind auf das engste miteinander verwoben. Denn ein Gewähr sein des eigenen Selbst und dessen Urheberschaft wird nur dann möglich, wenn zuvor emotionale Zustände reguliert werden konnten. Somit wird die Affektregulierung als eine Art Vorspiel notwendig, damit Mentalisierungsprozesse auftauchen können; gleichzeitig werden aber auch die Anordnung von affektregulierenden Maßnahmen ganz entscheidend transformiert, sobald die Mentalisierung einsetzt. Somit kann zusammengefasst werden, dass die Mentalisierung nicht nur die Anpassung von Affektzuständen ermöglicht, sondern die tatsächlich basale Funktion der Regulierung des Selbst erst möglich macht. (Vgl. Fonagy 2006, S. 365)

5.3.1. Mentalisierte Affektivität

Elliot Jurists Konzept der „mentalisierten Affektivität“ bezieht sich nun auf eine reifere Möglichkeit zur Affektregulierung und „bezeichnet das Vermögen, die subjektiven Bedeutungen der eigenen Gefühle zu entdecken.“ (Fonagy 2006, S. 365) Fonagy, Target und ihre Arbeitsgruppe gehen daher von der These aus, dass die mentalisierte Affektivität als Herzstück der psychoanalytischen Behandlung gesehen werden kann, denn:

1. Mentalisierte Affektivität steht für ein erfahrungshaftes Verstehen der eigenen Gefühle, welches über intellektuelles Verständnis weit hinausgeht.

2. Hier wird genau dieser Bereich angesprochen, in dem sich Widerstände und Abwehrmechanismen bilden, die nicht bloß gegen spezifische emotionale Erfahrungen gerichtet sind, sondern gegen „psychische Funktionsmodi als ganze“ (Fonagy 2006, S. 365)
3. Daraus folgt, dass es sich nicht nur um Verzerrungen mentaler Repräsentationen handelt, die sich einem möglichen therapeutischen Fortschritt entgegenstellen, sondern „um Hemmungen des psychischen Funktionierens an sich [...]“ (Fonagy 2006, S. 365)
(Vgl. Fonagy 2006, S. 365)

Zusammenfassend schreibt Fonagy dazu: „So kann man zum Beispiel seine eigenen Gefühle missverstehen und glauben, dieses oder jenes zu empfinden, während es sich in Wirklichkeit ganz anders verhält. Genauer: Wir können uns selber der gesamten erlebnishaften Welt reicher Emotionalität berauben. Die Unfähigkeit etwa, psychische und psychosoziale Kausalität zu erfassen, kann aus der chronischen Hemmung und/oder entwicklungsbedingten Fehlbildung der psychischen Prozesse resultieren, die diesen Fähigkeiten zugrunde liegen.“ (Fonagy 2006, S. 365)

5.3.2. Affektspiegelung

Noch einmal soll an die Grundthese des Mentalisierungsmodells erinnert werden, nämlich: dass „die Fähigkeit, interpersonales Verhalten unter dem Blickwinkel psychischer Zustände zu begreifen, eine ausschlaggebende Determinante der Organisation des Selbst und der Regulierung von Affekten darstellt und im Kontext früher Bindungsbeziehungen erworben wird.“ (Fonagy 2006, S. 364)

Also bildet der Bindungskontext das Setting, in dem das Kleinkind eine Sensibilität für Selbstzustände entwickeln kann und zwar mittels eines Mechanismus, den György Gergely als Psychofeedback oder soziales Biofeedback benannt hat. (Vgl. Fonagy 2004, S. 134) Diesem Konzept nach, eignet sich der Säugling diese angesprochene Sensibilität für Selbstzustände durch den Aufbau eines sekundären symbolischen Repräsentationssystems für motivationale und epistemische mentale Zustände, im Laufe der Zeit an. Der Beginn der Entwicklung dieses repräsentationalen Systems erfolgt durch die Internalisierung der spiegelnden

Reaktion der Mutter auf den Distress des Kleinkindes. (Vgl. Fonagy 2004, S. 134 f.) „Die internalisierte Spiegelungsreaktion wird dann zur Repräsentanz eines inneren Zustands. Die empathische Emotion der Mutter vermittelt dem Säugling ein Feedback seines emotionalen Zustands. Das Kind internalisiert den empathischen Ausdruck der Mutter, indem es eine sekundäre Repräsentanz seiner emotionalen Befindlichkeit entwickelt, wobei die einfühlsame mütterliche Mimik als Signifikant seiner eigenen emotionalen Erregung -des Signifikanten- dient. Der Ausdruck der Mutter mäßigt die Emotion insoweit, als er von der ursprünglichen Erfahrung getrennt und unterschieden ist; entscheidend aber ist, dass er nicht als Erleben der Mutter selbst, sondern als Organisator eines Selbstzustandes erkannt wird. Ebendiese Intersubjektivität bildet das Fundament des engen Zusammenhangs zwischen Bindung und Regulierung des Selbst.“ (Fonagy 2004, S. 135)

Ein zweiter, aber ebenso wichtiger Effekt bei der Bildung einer sekundären Repräsentation von Affektzuständen ist die Schaffung einer Art Grundlage der Affektregulierung und Impulskontrolle. Entstandene Affekte können nun selbst manipuliert werden und innerlich ebenso wie durch Aktion abgeführt werden. Genauso können Affekte auch als etwas Wiedererkennbares erlebt und deshalb mit anderen geteilt werden. Äußert die Mutter jedoch Affekte, die mit den Affekten des Kleinkindes nicht kontingent sind, wird eine angemessene Etikettierung dieser inneren Zustände verabsäumt – was dazu führt, dass diese angesprochenen Zustände verwirrend bleiben, nicht symbolisiert werden und schwer zu regulieren sind. (Vgl. Fonagy 2006, S. 366)

Wie mittlerweile mehrmals angesprochen wurde, kann eine Affektspiegelung nur dann als Grundlage für die Entwicklung eines repräsentationalen Bezugsrahmens dienen, wenn die Mutter (Bezugsperson) ganz klar zu erkennen gibt, dass ihre Reaktion nicht ihren eigenen Affekt anzeigt, also nicht ihre eigene Gestimmtheit widerspiegelt. Diese spezielle Eigenschaft eines Spiegelungsverhaltens einer Bezugsperson wird in der Literatur als Markiertheit bezeichnet.

Denn ein Affektausdruck, der dem Zustand des Babys entspricht, aber nicht markiert ist, kann sehr schnell vom Kind als reales Gefühl der Mutter empfunden werden. Das hätte die fatalen Konsequenzen, dass im Kind der Eindruck entstehen würde, dass sein eigenes Erleben ansteckend wäre oder sogar allgemeine Gültigkeit besitzen

würde. Somit kann angenommen werden, dass eine nicht markierte oder falsch markierte Affektäußerung der Bezugsperson, in einer kindlichen Wahrnehmung als gefährlich ausgewiesen wird, beziehungsweise die negative Verfasstheit des Babys nicht reguliert, sondern, ganz im Gegenteil, sogar intensiviert. Was stattfinden würde, wäre demnach nicht Containment, sondern Traumatisierung. (Vgl. Fonagy 2006, S. 366 f.)

5.3.3. Die Markierungshypothese

„Zu den faszinierendsten und scheinbar paradoxen Aspekten der mütterlichen Affektspiegelung im Rahmen von zustandsregulierenden Interaktionen gehört, wie schon erwähnt, die Tatsache, dass die Mutter, deren Baby sich in einem negativen Zustand befindet, ein negatives Gefühl widerspiegelt, während sie den Säugling erfolgreich tröstet. Wie interpretiert das Baby den negativen Affektausdruck der Mutter, und wie ist es möglich, dass die Präsentation eines negativen Gefühls die Funktion erfüllt, den Gefühlszustand des Säuglings in positiver Richtung zu verändern?“ (Fonagy 2004, S. 182) Oder anders gefragt: Wie kann es das Baby verstehen, dass ein affektspiegelnder Ausdruck der Mutter, der durch eine „spezifische, referentielle Eigenschaft charakterisiert ist“ (Fonagy 2004, S. 183), als eine Widerspiegelung seines eigenen Zustands und nicht eines Zustands der Mutter begriffen wird?

Peter Fonagy und sein Team gehen davon aus, dass Mütter, um eine Fehlzuschreibung der widergespiegelten Emotion zu verhindern, ganz instinktiv dazu veranlasst werden, „ihre affektspiegelnden Ausdrücke prononciert zu markieren, um sie von ihren realistischen Emotionsausdrücken unterscheidbar zu machen.“ (Fonagy 2004, S. 184) Das bedeutet, dass eine Markierung dadurch erreicht wird, indem die Mutter eine sehr übertriebene Version eines sonst realistischen Gefühlsausdruck produziert; dieser markierte Affektausdruck behält jedoch auch ausreichende Ähnlichkeit „mit dem normativen Emotionsausdruck der Mutter, damit der Säugling den dispositionellen Inhalt der Emotion erkennen kann. Wir behaupten indes, dass die Zuschreibung der wahrgenommenen Emotion an die Mutter durch die Markierung des Ausdrucks gehemmt wird. Diesen Prozess werden wir als referentielle Entkopplung bezeichnen, um die Tatsache zu beschreiben, dass der referentielle

Zusammenhang zwischen dem Emotionsausdruck und dem entsprechenden dispositionellen Zustand des Urhebers, der den Ausdruck produziert, in der Interpretation des markierten Affektausdrucks suspendiert wird-der wahrgenommene Emotionsausdruck wird von seinem Referenten abgekoppelt.“ (Fonagy 2004, S. 185) Dieser abgekoppelte Emotionsausdruck kann durch das Kontingenzentdeckungssystem des Säuglings registriert werden, indem er sowohl „zeitliche Kontingenz als auch cross-modale“ (Fonagy 2004, S. 186) Ähnlichkeiten zwischen dem Ausdruck der Mutter und seinem eigenen, augenblicklichen affektiven Verhalten erkennt. Und genau diese Wahrnehmung dieser Kontingenzbeziehung macht es möglich, dass eine Deutung und Zuordnung des abgekoppelten Gefühlsausdrucks innerhalb des Bezugsrahmens erfolgen kann. Dies hat zur Folge, dass der Säugling den markierten Spiegelungsreiz referentiell als Abbild seines so neu entstandenen Selbstzustands manifestieren kann. (Vgl. Fonagy 2004, S. 186) Folglich werden Kleinkinder diverse Emotionsausdrücke anderer Personen im Laufe der Zeit auf zwei unterschiedliche Arten wahrnehmen, nämlich als realistische oder markierte Versionen. Fonagy vertritt die These, dass das Baby beide Formen als qualitativ unterschiedliche Versionen des Gefühlsausdrucks verstehen kann. (Vgl. Fonagy 2004, S. 186)

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass das emotionsregulierende Verhalten von Bezugspersonen, in Form von markierten, affektspiegelnden Verhaltensäußerungen, drei signifikante Folgen für die Entwicklung des Kleinkindes hat:

1. Der Säugling wird die charakteristischen Reizsignale innerer Zustände, die seine kategorial distinkten dispositionellen Emotionszustände anzeigen, identifizieren und als Gruppe kategorisieren.
2. Er wird sekundäre Repräsentationen konstruieren, die mit seinen primären prozeduralen Affektzuständen assoziiert sind und die kognitiven Möglichkeiten für den Zugang zu eigenen Emotionszuständen und deren Zuschreibung an das Selbst schaffen.
3. Er wird einen generalisierten Kommunikationskode der markierten Ausdrücke erwerben, der durch die repräsentationalen Funktionen der referentiellen Verankerung sowie der Suspendierung realistischer Konsequenzen charakterisiert ist.(Vgl. Fonagy 2004, S. 188)

5.3.4. Das Erleben der psychischen Realität im „Als –ob“ – Modus

Fonagy und Target vertreten die These, dass Säuglinge und Kleinkinder die innere mit der äußeren Welt gleichsetzen. „Was im Kopf vorgeht, muss auch da draußen existieren, und was dort existiert, muss auch im Kopf sein. Diese psychische Gleichsetzung, ein Modus der Wahrnehmung der inneren Welt, kann zu ungemein schmerzhaften Erfahrungen Anlass geben, weil projizierte Phantasien große Angst auslösen können. Der Erwerb eines Als-ob-Modus gegenüber psychischen Zuständen ist daher von entscheidender Wichtigkeit.“ (Fonagy 2006, S. 369)

Das Kind muss lernen, dass sich innere Gefühle nicht unbedingt auf die äußere Welt auswirken müssen. Daher ist es von großer Wichtigkeit, dass Eltern ihren Kindern dabei helfen, offensichtlich bedrohliche oder gefährliche Repräsentationen zu modifizieren, damit eine flexiblere Denkweise entstehen kann. Eine Möglichkeit dies zu tun ist zum Beispiel Spielen, also das So-tun-als-ob. „So fördert das [...] So-tun-als-ob mitunter überraschende Kompetenzen zutage, während es in anderen Phasen Gelegenheit zur Regression und zum Ausdruck unbewusster Konflikte bietet. Wenn man kleine Kinder bittet, sich etwas vorzustellen, das es nicht gibt, können sie die Formulierung: Mach dir ein Bild davon in deinem Kopf, mühelos verstehen. Sie benutzen die Metapher des Kopfes als Container, in dem imaginäre Situationen oder Objekte erzeugt und untersucht werden können.“ (Fonagy 2004, S. 266 f.) Doch, wie schon im letzten Kapitel erwähnt wurde, ist es von größter Wichtigkeit, dass der Unterschied zwischen Realität und Als-ob-Modus klar signalisiert werden muss. Kann das nämlich nicht zuverlässig garantiert werden, so wird das Kind sehr schnell unter der Nivellierung von innerer und äußerer Realität zusammenbrechen, denn seine Möglichkeiten einer ausreichenden Differenzierung vieler Abläufe und deren realistischen Gefahren sind noch äußerst begrenzt. (Vgl. Fonagy 2004, S. 267)

5.3.5. Entwicklungsfunktionen der Affektspiegelung

Die zentrale These der Bindungsforscher lautet, „dass die Betreuungsperson durch ihre markierte, übertriebene Spiegelung der Emotionsausdrücke des Säuglings eine Art natürliches Biofeedback-Sensibilisierungstraining anbietet, dessen Wirkung sich aufgrund der exzellenten Fähigkeit des Säuglings entfalten kann,

Kontingenzrelationen zwischen Reaktion und Ereignis zu entdecken und zu analysieren.“ (Fonagy 2004, S. 208)

Abschließend und zusammenfassend sollen vier unterschiedliche Entwicklungsfunktionen identifiziert werden denen diese mütterliche Affektspiegelung dient:

1. Die Sensibilisierungsfunktion: Aufgrund des angesprochenen Biofeedback-Trainings ist das Kleinkind in der Lage die unterschiedlichen „Gruppen von Reizhinweisen auf innere Zustände zu entdecken und zusammenzugruppieren, die seine kategorial distinkten dispositionellen Emotionszustände anzeigen.“ (Fonagy 2004, S. 208 f.)
2. Die repräsentanzbildende Funktion: „Indem das Baby für die markierten Emotionsausdrücke der Mutter, die mit seinen eigenen emotionsemotionsexpressiven Verhaltensweisen kontingent sind, gesonderte Repräsentanzen errichtet, stellt es sekundäre Repräsentanzen her, die mit seinen primären, nicht bewussten, prozeduralen Affektzuständen assoziiert werden.“ (Fonagy 2004, S. 209) Durch diese sekundären repräsentationalen Strukturen wird überhaupt erst die kognitive Möglichkeit dafür geschaffen, dass das Kleinkind einen Zugang zu seinen emotionalen Zuständen herstellen kann; was dann wiederum die Basis für die auftauchende Fähigkeit des Säuglings ist, diese neue Anlage seines Emotionsempfindens zu kontrollieren und darüber zu reflektieren. (Vgl. Fonagy 2004, S. 209)
3. Die zustandsregulierende Funktion: „Während der empathischen mütterlichen Spiegelung negativer Affektausdrücke des Babys registriert dessen Kontingenzentdeckungsmechanismus den hohen Grad an kontingenter Kontrolle, den seine Emotionsausdrücke über das Spiegelungsverhalten der Betreuungsperson ausüben. Dies erzeugt ein Gefühl für kausale Effektivität sowie positive Erregung, die wiederum durch reziproke Hemmung eine Abschwächung des negativen Affektzustands des Säuglings bewirkt. Gewissermaßen als Nebenprodukt seiner Bemühungen, während tröstender Interaktionen den maximalen Grad seiner Kontingenzkontrolle über die affektspiegelnden Ausdrücke der Mutter zu identifizieren, wird das Baby zudem seine Äußerungen der negativen Emotion modifizieren - letztlich

reduzieren - und dadurch ebenfalls zu dem tröstenden Effekt beitragen.“
(Fonagy 2004, S. 209)

4. Die Kommunikations- und Mentalisierungsfunktion: „Indem der Säugling die mit primären Selbstzuständen assoziierten markierten sekundären Repräsentanzen internalisiert, erwirbt er einen generalisierten Kommunikationskode markierter Ausdrücke, der durch die repräsentationalen Funktionen der referentiellen Abkopplung, der referentiellen Verankerung und der Suspendierung realistischer Konsequenzen charakterisiert ist. So entsteht ein neuer Als-ob-Modus des Mentalisierens und Kommunizierens über Affektzustände, der dem kleinen Kind ausgesprochen wirksame repräsentationale Instrumente zur emotionalen Selbstregulierung und Selbstäußerung zur Verfügung stellt.“ (Fonagy 2004, S. 209)

5.4. Die Weiterentwicklung des Containment Begriffs bei Fonagy

Nachdem in den letzten Ausführungen Fonagys und Targets Überlegungen zur Mentalisierung und Affektregulierung skizziert wurden, soll abschließend wieder ein Bogen zurück zu Bions Containment Konzept gespannt werden. Aus der Sicht der Bindungstheoretiker konnten Bions Überlegungen nämlich zumindest teilweise modifiziert werden.

Bezugnehmend auf den Beitrag „Ist Bindungstheorie von psychoanalytischer Relevanz?“, von Univ. Prof. Wilfried Datler, können an dieser Stelle 3 Punkte angeführt werden:

1. „Von Bedeutung ist zunächst der Umstand, dass aus Fonagys Sicht Erfahrungen des Containments nicht zur Introjektion des containenden Objekts durch das Subjekt führen, sondern zur „Internalisierung des denkenden Selbst im Inneren des Containing-Objekts“, mithin also zur Internalisierung des „Bildes“, welches das containende Objekt vom Subjekt als fühlendes, denkendes und wünschendes Wesen ausgebildet hat (Vgl. Fonagy 1998, S. 366)
2. Eine zweite Weiterführung der Gedanken Bions stellt Fonagys Versuch dar, präziser zu beschreiben, in welcher Weise „containende Objekte“ einem

Subjekt vermitteln können, dass sie sein Erleben verstanden und innerlich verdaut haben. Fonagy bezieht sich dabei auf Gergely/Watson (1996) und folgert, dass die Entwicklung der Mentalisierungsfähigkeit des Kindes und die Entwicklung von sicherer Bindung auf das engste damit zusammenhängen, dass „containende Objekte“ das Erleben von Subjekten spiegeln und mit „kontrastierenden Affekten“ verbinden (Vgl. Fonagy/Target 2000, 966). Nach Dornes (2000, 76f.) signalisiert etwa eine Mutter genau auf diese Weise ihrem Kind, dass sie „seine Affekte versteht, aufnimmt und modifiziert“:

„So könnte etwa ihr Gesichtsausdruck den Ärger des Säuglings wiedergeben, aber ihre Stimmlage Beruhigung signalisieren. Auf diese Weise erführe der Säugling über die Wahrnehmung des mütterlichen Gesichts eine Spiegelung seines Affekts, über die Wahrnehmung ihrer Stimme eine Modifizierung“ (Dornes 2000, 77) [...]

3. Schließlich streicht Fonagy in einem höheren Ausmaß als Bion in expliziter Weise hervor, dass das Erfahren von Containment nicht nur die Fähigkeit fördert, sich selbst zu verstehen, sondern auch die Fähigkeit und Bereitschaft, andere zu verstehen und über das Erleben anderer nachzudenken. Denn die Ausbildung zur Fähigkeit des Mentalisierens hat zur Folge, dass auch die Handlungen anderer als Folge oder Ausdruck von mentalen Zuständen und Prozessen (also von Gefühlen, Wünschen oder Absichten) begriffen werden – was eine notwendige Voraussetzung dafür darstellt, dass über die innere Welt anderer in verstehender Absicht überhaupt nachgedacht werden kann. Dazu kommt nach Fonagy/Target (1998, 30, 41), dass das befriedigende Erleben von Containment auch das konkrete Interesse an den mentalen Zuständen anderer weckt, da in solchen Prozessen die Erfahrung gemacht werden kann, dass die Beschäftigung mit den mentalen Zuständen anderer dem Erleben von Sicherheit keineswegs abträglich ist.“
(Datler 2003, S. 100 ff.)

5.5. Themengeleitete Analyse der Protokolle: Problemlagen im Fokus zum Thema „Containment und Mentalisierung“

Da Peter Fonagy zumeist Mutter-Säugling Interaktionen beschreibt, stellt sich zu Beginn dieses Abschnitts die Frage, ob die im vorab angeführten Theorieteil beschriebenen Vorgänge auch in Interaktionen zwischen Adoleszenten und ihren Bezugspersonen Gültigkeit besitzen können. Daher soll der themengeleiteten Analyse der Protokolle folgendes Zitat von Peter Fonagy voran gestellt werden um mögliche Einwände schon zu Beginn abzuschwächen:

„Es gibt keinen besonderen Grund anzunehmen, dass die Affektspiegelung und der Einfluss, den sie auf die psychische Strukturbildung ausübt, lediglich auf die allerersten Entwicklungsphasen beschränkt bleiben. Bei der Kontingenzentdeckung handelt es sich vermutlich um einen allgegenwärtigen informationsverarbeitenden Mechanismus, der lebenslang aktiv ist, und empathische affektspiegelnde Gesten sind für die Kommunikation zwischen Erwachsenen ebenso charakteristisch wie für Mütter-Säugling-Interaktionen. Man kann die emotionale Spiegelung sogar als einen unter Umständen zentralen Mechanismus der therapeutischen Veränderung in der Kinderpsychotherapie identifizieren; [...]“ (Fonagy 2004, S. 206)

Welche Problemlagen konnten also im Zusammenhang von „Containment und Mentalisierung“ erkannt werden? Gab es auch affektspiegelnde empathische Gesten in der Interaktion zwischen Felix und dem therapeutischen Gefährten? Brauchte Felix den therapeutischen Gefährten als Container, in für ihn schwierigen Problemlagen? Und wenn ja, wie schauten solche Prozesse aus? Beziehungsweise, wie ist die Rolle des therapeutischen Gefährten bei einer potentiellen Möglichkeit von Entwicklung der Mentalisierungsfähigkeit bei Felix?

Für die Beantwortung dieser Fragen wurden hier 3 Problemlagen ausgewählt, die die zuletzt im Theorieteil beschriebenen Vorgänge in der Praxis mit Felix reflektieren sollen.

5.5.1. Die Problemlage „die Rolle des therapeutischen Gefährten bei der Entwicklung der Mentalisierungsfähigkeit“

Laut Peter Fonagy ist die Entwicklung des Selbst ein interpersonaler Prozess, welcher Interaktion mit den Innenwelten anderer voraussetzt. „Um den nicht-mentalierenden, realitätsorientierten Modus und den mentalierenden, von der Realität abgekoppelten Modus integrieren und eine genuin mentalisierte psychische Realität aufbauen zu können, muss das Kind immer wieder Gelegenheit finden, (a) seine augenblicklichen mentalen Zustände wahrzunehmen, (b) sie im Denken und Fühlen des Objekts repräsentiert zu sehen und (c) den Rahmen wahrzunehmen, den die normalerweise an der äußeren Realität orientierte Perspektive des Erwachsenen repräsentiert. (Fonagy 2004, S. 271)

Diese Aussage unterstreicht die Notwendigkeit der Anwesenheit eines Erwachsenen, der mit dem Kind „mitspielt, damit es seine Phantasie oder Idee durch diesen Anderen repräsentiert sehen kann; dies ist die Voraussetzung dafür, dass es sie reintrojizieren und als Repräsentanz seines eigenen Denkens benutzen kann.“ (Fonagy 2004, S. 271) Denn indem das Kind seinen eigenen inneren Zustand, mit einer Wahrnehmung dieses Zustandes außerhalb seiner selbst, verbinden kann, wird es möglich eine Repräsentation, ein Symbol, dieses inneren Zustandes zu determinieren; Voraussetzung dafür ist eine spielerische Einstellung der erwachsenen Bezugsperson, sozusagen der Als-ob-Modus!

Wenn „die Betreuungsperson immer wieder Verbindung zwischen Realität und Phantasie in einer Weise anbieten kann, die auch die Akzeptanz und erkennbare Spiegelung der mentalen Zustände des Kindes umfasst, stellt sie dem Kind eine Basis zur Verfügung, auf der es zahlreiche Erfahrungen organisieren und miteinander vergleichen kann, die zwischen dem Modus der psychischen Äquivalenz und dem Als-ob-Modus vermitteln.“ (Fonagy 2004, S. 272)

Dadurch lernt das Kind zusehends an einer mentalisierten Einstellung festzuhalten, da es bereits den Prozess, durch die wiederholte Interaktion mit der Betreuungsperson, internalisiert hat. Man könnte daher sagen, dass indem das Kind die Psyche der Bezugsperson benutzt, gelingt es ihm auch, mit der Realität zu spielen. (Vgl. Fonagy 2004, S. 272)

Um diese Prozesse beispielhaft darzustellen, soll nun zuerst ein Dialog zwischen Felix und dem therapeutischen Gefährten dargestellt werden, in dem Felix seine augenblicklichen mentalen Zustände wahrnehmen kann, sie im Denken und Fühlen des therapeutischen Gefährten repräsentiert sieht und den Rahmen wahrnehmen kann, der die an der äußeren Realität orientierte Perspektive eines Erwachsenen repräsentiert.

4. Treffen: *die Vorgeschichte ist folgende: ...[...] wir spazieren also so dahin und ich habe das Gefühl, dass ihn etwas bedrückt.*

TG: Und wie läuft's so in der Schule?

Felix: Die Maier ist voll deppert,..., die hat mir eine Gefährdung gegeben.

TG: Vermutlich wird sie auch einen Grund dafür haben, oder?

Felix: Nein! Voll nicht. Ich hab in letzter Zeit immer meine Hausaufgaben gemacht und bei den beiden Tests war ich auch ganz gut, also zumindest positiv.

TG: Wie auch immer. Ich glaub halt, dass du dir entweder ohnehin selbst eine Antwort darauf geben kannst warum du eine Gefährdung hast, oder, wenn nicht, dann solltest du versuchen, den Grund dafür zu erfragen.

Felix: Und wie soll das bitte gehen?

TG: Ganz einfach. Sei extrem höflich, sei ganz ruhig und entspannt und überleg dir vorher was und wie du sie fragen wirst. Stell dich vor sie hin und schau ihr in die Augen und dann leg los. Dann bekommst du eine Antwort auf deine Frage. Und wenn du dich ungerecht behandelt fühlst, dann würde ich das auch auf alle Fälle so machen.

...

Felix: Weißt du, ich tue mir so schwer beim Schreiben. Ich huddle herum, dann mache ich zu viele Fehler und dann muss ich wieder ausbessern und schon bin ich wieder hinten nach....

TG: Du mir ist es früher auch oft so gegangen. Weißt was hilft?

Felix: Was?

TG: Lesen! Wenn du viel liest, dann passieren dir manche Fehler einfach nicht mehr, weil du das richtige Bild von dem Wort schnell vor dir hast.

Felix: Ich muss eh gerade ein Buch lesen für ein Referat.

TG: Cool. Dann könnten wir es doch nächste Stunde einmal zusammen durchgehen! Du erzählst mir was du so sagen würdest, beim Referieren und dann merken wir beide ohnehin ob es auch verständlich rüber kommt.

Felix: Das wäre schon super, denn in der WG haben die einfach nicht genug Zeit für solche Sachen, weißt eh, wir sind doch 7 Kinder.

TG: Du gerne. Außerdem kannst du ja vor mir noch Fehler machen, weil es bei mir ja ohnehin wurscht ist. Während des Referats muss es dann klappen und das spielen wir durch.

Felix: Ja schon. Aber du bist halt ur gescheit...

TG: Wer sagt das?

Felix: Na du bist auf der Uni und weißt voll viel...

TG: Ach was. Jeder weiß viel auf seine Weise. Aber genau so weiß ich auch gleichzeitig gar nichts. Also bin ich genauso auch unglaublich dumm! Ich kann keine Kästen bauen, keine Elektrokabeln verlegen, usw. Jeder Mensch hat eine Aufgabe die er finden muss; Du und ich,..., jeder!

Felix: (lacht) Das Stimmt auch wieder. (Protokoll 4. Treffen)

Während dieses Dialoges war es Felix möglich seine augenblickliche mentale Gestimmtheit wahrzunehmen. Er fühlte sich überfordert und nicht in der Lage die Leistung zu erbringen die von ihm gefordert wird. Gleichzeitig konnte der therapeutische Gefährte zweimal genau diese Gestimmtheit in seinen Gedanken widerrepräsentieren; das erste mal, als er gemeint hat, dass er früher auch Schwierigkeiten beim Schreiben gehabt hat und das zweite mal, als er behauptete, dass er auf seine Art auch nicht viel weiß. Zuletzt werden die Gedanken des therapeutischen Gefährten noch in einem größeren Zusammenhang gebracht, als er gemeint hat, dass jeder Mensch seine Aufgabe erst finden muss um seinen Platz in der Gesellschaft einnehmen zu können. Containment konnte in dieser Situation gelingen, da der Affekt widergespiegelt wurde und zudem auch klargemacht werden konnte, dass das belastende Problem zu meistern ist. In einer Art Als-ob-Modus wurde außerdem ein möglicher Dialog zwischen Felix und seiner Lehrerin kurz angedacht. Durch dieses So-tun-als-ob, konnte die offensichtlich bedrohliche und gefährliche Vorstellung eines Gesprächs mit seiner Lehrerin modifiziert werden und somit eine flexiblere Denkweise entstehen.

Anscheinend war es Felix auch möglich eine „mentalisierte psychische Realität“ zu dieser Thematik aufzubauen und diese auch gleich zu benutzen, denn in der darauf folgenden Stunde erzählte er folgendes:

5. Treffen:[...] *Felix berichtete mir auch von seiner Lehrerin, die ihm letzte Woche eine Gefährdung geben wollte.*

Felix: Stell dir vor, ich bin zur Maier gegangen und hab sie ganz höflich gefragt, wieso ich einen Fleck bekommen soll, obwohl ich doch in letzter Zeit alle Hausübungen gemacht hab und bei beiden Tests positiv war.

TG: Und was hat sie gesagt?

Felix: Die hat zuerst gar nicht gewusst wovon ich rede. Dann hat sie noch einmal nachgeschaut und hat blöd gelacht und gesagt, dass sie sich wohl in der Spalte vertan hat und dass ich momentan eh auf einem soliden 4er stehe.

TG: Wow! Das ist ja einmal cool!

Felix: Ich hab dir ja gesagt, dass die blöd ist! (Protokoll 5. Treffen)

Wenn die Sache wirklich so passiert ist, wäre das toll. Aber selbst wenn es sich nie so zugetragen hat, kann davon ausgegangen werden, dass Felix eine ganz neue Repräsentation generieren konnte – allein das ist schon sehr erfolgreich.

5.5.2. Die Problemlage „klassisches Containment“

Wie im Kapitel „Containment bei Bion“ (Kapitel 5.2) beschrieben wurde, obliegt es der Mutter, in diesem Fall dem therapeutischen Gefährten, das Kind zu trösten und somit gleichzeitig auch die innere Spannung des Kindes wie ein Schwamm aufzusaugen. Das hat die Konsequenz, dass es dem Jugendlichen möglich wird die Betreuungsperson als das Objekt zu internalisieren, das ursprüngliche Ängste ertragen kann und diese gleichzeitig auch so zu transformieren vermag, damit sie neue und ungefährliche Bedeutung erlangen.

Demnach muss der therapeutische Gefährte die gefährlichen Gefühle des Jugendlichen und deren Ursache verstehen und darüber hinaus auch signalisieren können, dass er diese Zustände so verarbeiten kann, dass er nicht von ihnen überwältigt wird.

Wenn dem Kind nun klar gemacht werden kann, dass die unerträglichen Affekte unter Kontrolle gebracht werden konnten, wird es dem Jugendlichen auch möglich das, was es zuvor projiziert hat, selbst zu bewältigen und es zu re-internalisieren (Vgl. Fonagy 2006, S. 173), um nun, anstatt des zuvor überwältigenden und überfordernden Affekts „eine Repräsentation dieser emotionalen Erfahrung zu erzeugen, der er sich gewachsen fühlt.“ (Fonagy 2006, S. 173) Das Ziel dieses Vorgangs soll sein, dass das Kind mit der Zeit in der Lage ist, diese „Transformationsfunktion zu internalisieren“ (Fonagy 2006, S. 173) und somit seine negativen Affektzustände selbst zu regulieren.

Während der therapeutischen Begleitung gab es natürlich unzählige Momente, in denen der therapeutische Gefährte solche unerträglichen Gefühle von Felix containen musste. Als ein sehr signifikantes Beispiel soll hier über die sehr ambivalente Beziehung von Felix zu seinem leiblichen Vater berichtet werden.

46. Treffen: [...] Als wir dann fast schon zu Hause waren, wollte Felix noch schnell Batterien kaufen gehen. Wir sind also zum Hofer gegangen, schnappten Batterien und sind gleich zur Kassa marschiert. Als wir so bei der Kassa stehen, merke ich, dass die überaus gute Stimmung von Felix ganz plötzlich verflogen ist. Eine Minute vorher stand noch der vermutlich selbstbewussteste Felix vor mir und mit einem Schlag nimmt er wieder seine leicht eingefallene, die Schultern herunterhängende Haltung ein. Ich kannte mich kurzfristig nicht ganz aus. Dann stellte sich heraus, dass der Mann vor uns in der Schlange der Vater von Felix ist. Es ist ein Mann um die 55 Jahre, der jedoch aussieht wie 75. Im Einkaufswagen sind ein paar Dosen Bier und Weinflaschen. Der Mann dreht sich um und erkennt Felix.

Vater: Servus Bua, was machst denn du da?

(der Vater ist offensichtlich leicht angetrunken)

Felix: (schaut zu Boden) Hallo!

Vater: Geh, gib her den Blödsinn! Ich zahl dir das – du bist ja mei Bua!

(Felix reagiert gar nicht. Ich lächle, geh einen Schritt vor, strecke dem Vater meine Hand entgegen und stell mich vor)

TG: Grüß sie Gott! Ich darf mich kurz vorstellen: Ich bin der Michael, ich bin der therapeutische Gefährte vom Felix. Wir zwei treffen uns seit ca. einem Jahr immer Montags...

(der Vater schaut sehr komisch und reagiert vorerst nicht. Dann spricht er zu Felix)

Vater: Ist das der Mann, der dir vom Magistrat zugeteilt worden ist?

Felix: Ja!

(Während dieses kurzen Gesprächs hat der Vater gezahlt; endlich schüttelt er auch meine Hand und schaut mich an. Felix schnappt mich am Ärmel und zieht mich aus dem Geschäft)

Felix: Wir müssen! Sind spät dran! Servus!

Als wir vor dem Geschäft waren sagt Felix zunächst gar nichts. Er ist fast wie geschockt. Nach ein paar Metern beginnt Felix etwas vollkommen Belangloses zu erzählen. Wir gehen in Richtung WG. Als wir kurz vor dem Haus waren wollte Felix doch noch über das Treffen mit seinem Vater mit mir reden:

Felix: Ist komisch, dass ich meinen Papa treffe...

TG: Aber wieso denn. Der wohnt ja auch da. Außerdem bin ich auch froh, dass ich mich endlich einmal vorstellen konnte.

Felix: Ja schon, aber manchmal ist er halt auch so komisch...

TG: Jetzt hör her einmal Felix: Erstens braucht dir gar nichts unangenehm sein. Du hast nämlich auch gar nichts gemacht. Und zweitens sind Erwachsene immer ein bisschen komisch – deswegen findest du Erwachsene auch so blöd. Und drittens ist das ganz normal wenn du dich für deinen Papa genierst, dass hab ich, als ich so alt war wie du, auch gemacht. Ich kann mich gut erinnern wie furchtbar es für mich war, als mich meine Eltern von der Schule abholen wollten – einfach nur unangenehm. Ich wollte das früher auch nie! Ich hab mich, wie gesagt, gefreut, dass ich deinen Papa kennenlernen durfte und es ist alles in bester Ordnung!

Felix: O.K. Dann passt es ja.

Als wir uns verabschiedet haben hat mich Felix ganz fest umarmt und ist mit einem Lächeln in sein Zimmer gegangen. (Protokoll 46.Treffen)

5.5.3. Die Problemlage „Mentalisierte Affektivität“

Mentalisierte Affektivität „bezeichnet das Vermögen, die subjektiven Bedeutungen der eigenen Gefühle zu entdecken.“ (Fonagy 2006, S. 365)

Es soll noch einmal in Erinnerung gerufen werden:

1. Mentalisierte Affektivität steht für ein erfahrungshaftes Verstehen der eigenen Gefühle, welches über intellektuelles Verständnis weit hinausgeht.
2. Hier wird genau dieser Bereich angesprochen, in dem sich Widerstände und Abwehrmechanismen bilden, die nicht bloß gegen spezifische emotionale Erfahrungen gerichtet sind, sondern gegen „psychische Funktionsmodi als ganze“ (Fonagy 2006, S. 365)
3. Daraus folgt, dass es sich nicht nur um Verzerrungen mentaler Repräsentationen handelt, die sich einem möglichen therapeutischen Fortschritt entgegenstellen, sondern „um Hemmungen des psychischen Funktionierens an sich [...]“. (Fonagy 2006, S. 365)

Fonagy, Target und ihre Arbeitsgruppe gehen von der These aus, dass die mentalisierte Affektivität als Herzstück der psychoanalytischen Behandlung gesehen werden kann. Daher soll auch in den Protokollen nach Sequenzen gesucht werden, in denen Felix offensichtlich in der Lage war, eine subjektive Bedeutung seiner eigenen Gefühle zu erkennen, in denen Widerstände aufgebrochen und aufgezeigt werden konnten um schließlich neue Repräsentationen zu schaffen, die sein psychisches Funktionieren besser gewährleisten sollten.

Vorgeschichte: 36. Treffen: [...] *Als wir zu Hause angekommen sind holt die Betreuerin der WG gerade einen Gugelhupf aus dem Backrohr. Sie bietet mir ein Stück davon an und fragt mich ob ich mich nicht kurz setzen möchte, denn sie hat gerade einen Kaffee aufgestellt. Ich willige ein.*

Auf dem Küchentisch sitzt noch ein kleines Mädchen, das sich mit Hausaufgaben abmüht. Wir plaudern über dieses und jenes und eigentlich ist es sehr nett. Felix sitzt trotzdem etwas verspannt neben mir und gibt kein Wort von sich. Dann kommt ein Bursche in die Küche. Er ist ca. 17 Jahre alt, sehr groß, dunkelhäutig, trägt eine Perücke mit langem rotem Haar und hat Ansätze von Brüsten. Anfänglich ignoriert er

uns und liest Zeitung. Gleichzeitig schaut er aber des Öfteren zu mir rüber. Ich beginne ein Gespräch mit ihm:

TG: Und wer bist du? Wir kennen uns ja noch nicht.

Bursche: (er antwortet im breitesten Wienerisch, das man sich vorstellen kann) Serwas, ich bin der Michael.

TG: Lustig, da heißen wir gleich....und was machst du so?

Bursche: Ich mach gerade eine Lehre zum Einzelhandelskaufmann, aber eigentlich bin ich Musikerin. Mein eigentliches Talent liegt aber beim Dirigieren.

Sehr stark ausgeschmückt und wie erwähnt in einem tollen Wienerisch erzählt er mir dann von seinen Karriere Plänen als „Dirigentin“ bei den Wiener Philharmonikern, das Appartement, dass er sich in Manhattan zulegen möchte, da die Oper und die guten Hotels so weit voneinander entfernt sind,..., und vieles mehr an ganz unglaublichen Geschichten.

Nach einer Stunde verabschiedete ich mich und verabrede mich mit Felix für nächsten Montag. (Protokoll 36.Treffen)

37. Treffen: [...] Während des Treffens sprach Felix nicht einmal von letzter Woche und der seltsamen Begegnung mit Michael der „Dirigentin“. Doch als wir in die WG zurückkamen sprach mich die Betreuerin von letzter Woche an – vor allen Kindern fragt sie mich, mit einem breiten Grinsen:

Betreuerin: Und? Hast du es ihm geglaubt?

TG: Ähhh...

Betreuerin: Na, hast du es geglaubt? Stell dir vor, der war einmal in einer Therapie und 5 Stunden lang hat der Therapeut ihm seine Geschichte abgenommen. Kannst du dir das vorstellen?

TG: Na ja,..., die Situation ist vermutlich nicht allzu leicht für ihn.

Ich hab mich schnell verabschiedet und bin rasch gegangen. Michael selbst war zu diesem Zeitpunkt übrigens nicht in der WG. (Protokoll 37.Treffen)

38. Treffen: [...] Als wir schon wieder auf dem Weg zurück zur WG sind, beginnt Felix mit mir über Michael zu sprechen.

Felix: Der Michael ist so deppert. Vor dem muss man ja Angst haben. Der ist ja total „blem blem“ (Felix deutet sich mit dem Zeigefinger auf seine Stirn)

TG: Warum denn? Was ist denn passiert?

Felix: Eh nichts,..., aber gestern ist er mit einem Rock herumspaziert im Park. Und seine Perücke hat er auch aufgesetzt gehabt und sich Brüste ausgestopft. Das ist doch nicht normal, oder?

TG: Was ist schon normal? Ich geb dir recht, dass der Michael manchmal schon ein bisserl schräg rüberkommt, aber warum stört dich das so?

Felix: Ich weiß auch nicht.

TG: Weißt du, der Michael fühlt sich ganz offensichtlich nicht sehr wohl in seiner Haut, daher will er sich verändern. Darüber hinaus gibt es vermutlich tausend Gründe warum er so handelt, wie er handelt, aber dafür kann er selbst am wenigsten.

Felix: Und in der WG dreht er irrsinnig laut Opernmusik auf und geht allen auf die Nerven damit.

TG: Aber du hörst doch auch manchmal laut Musik. Einfach deswegen, weil es viel cooler ist laut Musik zu hören, oder?

Felix: Schon, aber nicht so blöde Musik.

TG: Wer sagt was blöde und was gescheite Musik ist? Wer sagt, dass sich Männer nicht wie eine Frau anziehen dürfen?

Felix: Na alle sagen das.

TG: Und deswegen findest du das auch krank, blöd und verwerflich?

Felix: Nein, aber du kannst mir ja nicht erklären, dass der ganz dicht ist?

TG: Es mag sein, dass er ein paar Probleme hat, deswegen ist er zum Beispiel auch in der WG und nicht zu Hause bei seinen Eltern. Jeder hat doch so seine kleinen oder größeren Schwierigkeiten zu meistern.

Felix: Schon, aber deswegen muss man sich ja nicht Frauenkleider anziehen und eine Perücke aufsetzen.

TG: Aber wenn er sich wohler fühlt und wenn es ihm hilft so eine Scheinwelt aufzubauen. Was stört dich so daran? Freu dich doch mit ihm, dass es ihm dadurch besser geht.

Felix: Es stört mich, dass ich mir das anschauen muss!

TG: Wirklich? Könnte es nicht auch sein, dass es dich so stört, weil er in deiner WG wohnt und alle im Park wissen, dass in dieser WG ein Bursche wohnt der

Frauenkleider trägt. Und genau diese Leute hänseln dann dich damit? Oder stört es dich so, weil er anders ist, weil du nicht verstehen kannst warum er das macht? Oder auch weil er durch seine Art unglaublich viel Aufmerksamkeit auf sich zieht, die du dann nicht bekommst? Und wahrscheinlich würden mir noch viele Gründe mehr einfallen warum dich das so stört.

Felix: Na sicher hast du damit recht, aber ganz dicht ist er trotzdem nicht!

TG: Vielleicht, dass können wir nicht ausschließen, aber deswegen braucht man ihn noch lang nicht ablehnen, blöd finden oder Angst vor ihm haben, oder?

Felix: Nein, das braucht man nicht.

TG: Ärger dich nicht und reg dich nicht wegen so einem Blödsinn auf, das zählt sich doch gar nicht aus, oder? Nur weil etwas anders ist, braucht man es nicht automatisch ablehnen. Denk an die Schule, da sind doch auch viele Kinder die nicht aus Österreich sind und aus einer ganz anderen Kultur kommen. Mit denen kannst du doch auch gut!

Felix: Ja, sehr gut sogar. Aber ich habe ja auch keine Wahl, ich bin der einzige Österreicher in meiner Klasse.

TG: Das ist doch ein gutes Beispiel. Stell dir vor, die anderen Kinder würden dich ablehnen, weil du der einzige Österreicher bist und nicht türkisch sprichst oder serbisch. Das wäre doch irrsinnig unfair, oder?

Felix: Stimmt eigentlich. So hab ich das eigentlich noch nie gesehen...

(Protokoll 38.Treffen)

An diesem Beispiel lässt sich sehr gut erkennen, wie es Felix im Laufe des Gespräches möglich wurde, seine subjektiven Bedeutungen der eigenen Gefühle verstehen zu lernen und dadurch seine psychischen Widerstände besser zu erkennen. Es könnte durchaus behauptet werden, dass es sich bei seinen rigiden Einstellungen gegenüber allem Fremden „um Hemmungen des psychischen Funktionierens an sich“ handelte. Durch das erfahrungshafte Verstehen seiner eigenen Gefühle wurde es zumindest möglich, erste Widerstände gegen diese psychischen Funktionsmodi aufzubrechen und einen neuen Nachdenkprozess zu starten.

5.5.4. Die Problemlage „Markierung“

Eine entsprechende und angemessene Markierung der widergespiegelten Emotionen durch den therapeutischen Gefährten ist nicht immer sehr einfach. Übertragungs- und Gegenübertragungstendenzen müssen dabei immer im Blick behalten werden. Außerdem ist es für eine gut funktionierende Beziehung und Bindungssicherheit von großer Bedeutung, dass affektspiegelnde Ausdrücke prononciert markiert werden, um sie von ihren realistischen Emotionsausdrücken unterscheidbar zu machen.

Es soll noch einmal in Erinnerung gerufen werden, dass eine Markierung dadurch erreicht wird, indem, in diesem Fall der therapeutische Gefährte, eine sehr übertriebene Version eines sonst realistischen Gefühlsausdruck produziert; dieser markierte Affektausdruck behält jedoch auch ausreichende Ähnlichkeit mit dem normativen Emotionsausdruck der Betreuungsperson, damit der Jugendliche den dispositionellen Inhalt der Emotion erkennen kann.

Die Folgen von verschiedenen Emotionsausdrücken des therapeutischen Gefährten, wurden mit der Zeit auf zwei verschieden Arten gespeichert, nämlich als realistische oder markierte Versionen. Folgt man den Überlegungen Peter Fonagys, wurde es in diesem Fall Felix möglich, beide Formen als qualitativ unterschiedliche Versionen des Gefühlsausdrucks verstehen zu lernen.

Anhand des Protokolls des 14. Treffens wird nun eine Episode nacherzählt, in der solche markierten Affektspiegelungen aufgetreten sind und gleichzeitig bereits sekundäre Repräsentationen konstruiert werden konnten.

14. Treffen: Gleich als ich Felix abhole fällt auf, dass sich sein Vokabular etwas verändert hat; er ist heute etwas Aggressiver. Ich frage mich woher das wohl kommt und sogleich bekomme ich schon die Antwort: In der Klasse ist ein neuer Mitschüler. Dieser Kollege macht einige Probleme, denn er versucht sehr intensiv sich seinen Platz in der Klassengemeinschaft zu erkämpfen; oft mit nicht gerade probaten Mitteln. Das führt dazu, dass dieser Junge viele Konflikte auslöst, auch bei Felix. Ich versuche Felix klarzumachen, dass sein neuer Kollege bloß unsicher ist und mit seiner oft unglücklichen Art nichts anderes versucht als Anschluss zu finden. Felix kann mit dieser Erklärung sehr wenig anfangen und hat auf jeden weiteren Einwand

von meiner Seite eine neue Geschichte parat, mit der er mir versucht klar zu machen, wie anstrengend der neue Mitschüler ist. [...]

Als wir uns dann wieder Richtung WG begeben, beginnt Felix übermütig zu werden. Er will mit mir herum raufen. Er boxt ein bisschen herum, stellt mir ein Bein, nimmt meine Hände und kitzelt mich usw. – Ich reagiere vorerst gar nicht darauf, bis Felix immer wilder wird.

TG: Was ist denn los? Was hab ich dir denn getan?

Felix: Na komm schon. Wehr dich halt!

TG: Aber warum denn? Du hast mir ja nichts gemacht.

Ich erzähle Felix, dass ich mich eigentlich noch nie mit jemand geschlagen habe. Ich erzähle ihm auch von einem Erlebnis, als ich von zwei Burschen um Geld „angestiegen“ wurde und mich weigerte ihnen mein Geld zu geben. Darauf hin hat mir einer dieser beiden eine Ohrfeige gegeben und ich habe weiter nicht darauf reagiert, sondern bloß gesagt, dass ich jetzt erst recht keinen Euro hergebe, weil sie mich eben geschlagen haben.

TG: Die waren so verblüfft, dass ich so reagiere, dass sie dann einfach gegangen sind. Außerdem sind dann schon Leute gekommen dir mir ohnehin geholfen hätten – hoff ich zumindest.

Felix: Denen musst du eine reinhauen wenn sie so kommen!

TG: Aber sie sind doch auch so gegangen, die wollten doch nur Streit haben und das hab ich ihnen nicht ermöglicht.

Felix: Du bist wie der Ali. Den kannst auch hauen und provozieren, der haut nie zurück. Und der Dejan (der neue Mitschüler) ist den Ali halt angegangen und da der Ali mein bester Freund ist, hab ich ihn verteidigen müssen. Sonst wäre mir der Typ doch eh egal, der ist eh noch das volle Kind. Du bist ja ein Heiliger, du hättest ihn ja sogar noch geholfen obwohl er dich nur provoziert. (Protokoll 14. Treffen)

Anfangs hat der therapeutische Gefährte die Affekte von Felix noch ignoriert, beziehungsweise auf eine Weise gespiegelt, mit der Felix rein gar nichts anfangen konnte. Erst durch die Geschichte des Gefährten konnte eine prononcierte, markierte Affektspiegelung erfolgen, die Felix auch umsetzen konnte. Durch die „übertrieben friedliche Einstellung“ des therapeutischen Gefährten in seiner Geschichte, fand die Markierung statt. Ein dispositioneller Bezug zum ursprünglichen Affekt von Felix

konnte hergestellt werden. So war es ihm auch möglich eine Repräsentation dieser Affektspiegelung zu konstruieren, die auch in Folge erzählt und dargestellt wurde.

Diese überaus pazifistische Einstellung des therapeutischen Gefährten wurde im Verlauf der Begleitung von Felix immer wieder erwähnt und benutzt um mit aggressiven Tendenzen selbst besser umzugehen. Aussagen wie: „Du bist ja ein Heiliger, du hättest ihn ja sogar noch geholfen obwohl er dich nur provoziert“, zeigen sehr anschaulich, dass es sich hierbei um eine markierte Emotionsrepräsentation handeln muss und nicht um eine realistische, denn auch Felix überzeichnete und markierte mit seiner Aussage diese Reaktion des therapeutischen Gefährten.

5.6. Zusammenfassung und Analyse zum Problemprofil bezüglich „Containment und Mentalisierung“

Das Mentalisierungsmodell basiert auf der These, dass „die Fähigkeit, interpersonales Verhalten unter dem Blickwinkel psychischer Zustände zu begreifen, eine ausschlaggebende Determinante der Organisation des Selbst und der Regulierung von Affekten darstellt und im Kontext früher Bindungsbeziehungen erworben wird.“ (Fonagy 2006, S. 364)

Ebenso betont Fonagy aber auch, dass die Affektspiegelung und der Einfluss den sie auf die psychische Strukturbildung ausübt, nicht auf die allerersten Entwicklungsphasen beschränkt bleiben muss. „Bei der Kontingenzentdeckung handelt es sich vermutlich um einen allgegenwärtigen informationsverarbeitenden Mechanismus, der lebenslang aktiv ist, und empathische affektspiegelnde Gesten [...]“ (Fonagy 2004, S. 206) sind für die Kommunikation zwischen Erwachsenen absolut charakteristisch. Um einem möglichen Einwand zuvor zu kommen, dass nämlich in diesem Fall die Organisation des Selbst und die Affektregulierung zu Unrecht vermischt werden, soll ein weiteres Zitat von Fonagy zur Klärung beitragen: „Die Affektregulierung reguliert die Affekte, hat aber gleichwohl Konsequenzen für das Selbst, denn sie ist daran beteiligt, dass es überhaupt entstehen kann (siehe Gergely und Watson, 1996, sowie das 4. Kapitel). Selbstregulierung erfolgt, wenn das Selbst das Objekt der Regulierung ist; dies kann, muss aber nicht, durch Affekte erreicht werden. Einerseits kann man die Selbstregulierung als eine höhere Art der

Affektregulierung betrachten; in einem anderen Sinn konstituiert sie eine Veränderung der Form.“ (Fonagy 2004, S. 103)

Wenn es demnach möglich war, dass Felix während der therapeutischen Begleitung die Fähigkeit erlangt hat, „interpersonales Verhalten unter dem Blickwinkel psychischer Zustände zu begreifen“, dann beeinflusste das seine Selbstkonstruktion auf massive Art und Weise. Im Zuge der Zusammenfassung und Analyse zum Problemprofil soll daher der Frage nachgegangen werden, ob emotionale Spiegelungen, Containment, etc. die Selbstorganisation von Felix und seine Regulierung von Affekten auf signifikante Weise verändert haben.

5.6.1. Zusammenfassung

Anhand der Protokolle wurden vier Themen diskutiert; bei allen vier Themen konnten Übereinstimmungen mit den theoretischen Ausführungen festgestellt werden.

1. Zum Thema: die Rolle des therapeutischen Gefährten:

Laut Peter Fonagy ist die Entwicklung des Selbst ein interpersonaler Prozess, welcher Interaktion mit den Innenwelten anderer voraussetzt. Es besteht die Notwendigkeit der Anwesenheit eines Erwachsenen, der mit dem Kind „mitspielt, damit es seine Phantasie oder Idee durch diesen Anderen repräsentiert sehen kann; dies ist die Voraussetzung dafür, dass es sie reintrojizieren und als Repräsentanz seines eigenen Denkens benutzen kann.“ (Fonagy 2004, S. 271) Denn indem das Kind seinen eigenen inneren Zustand, mit einer Wahrnehmung dieses Zustandes außerhalb seiner selbst, verbinden kann, wird es möglich eine Repräsentation, ein Symbol, dieses inneren Zustandes zu determinieren; Voraussetzung dafür ist eine spielerische Einstellung der erwachsenen Bezugsperson, sozusagen der Als-ob-Modus!

2. Zum Thema: klassisches Containment:

Es obliegt dem therapeutischen Gefährten, das Kind zu trösten und somit gleichzeitig auch die innere Spannung des Kindes wie ein Schwamm aufzusaugen. Das hat die Konsequenz, dass es dem Jugendlichen möglich wird die Betreuungsperson als das Objekt zu internalisieren, das ursprüngliche Ängste ertragen kann und diese gleichzeitig auch so zu transformieren vermag, damit sie neue und ungefährliche Bedeutung erlangen.

3. Zum Thema: Mentalisierte Affektivität:

Die subjektiven Bedeutungen der eigenen Gefühle sollen entdeckt werden, um Widerstände des psychischen Funktionsmodus besser verstehen zu können. Dadurch wird es im Laufe der Zeit möglich, diversen Hemmungen des psychischen Funktionierens entgegenzutreten.

4. Zum Thema: Markierung:

Durch entsprechende Markierung erlangt der Jugendliche die Fähigkeit zwischen realistischen und markierten Emotionsäußerungen zu differenzieren. Das hat die Konsequenz, dass unterschiedliche Versionen von Gefühlsäußerungen bei sich selber, als auch bei anderen erkannt und verstanden werden können.

5.6.2. Analyse zum Problemprofil

Welche Probleme können demnach erkannt werden? Haben sich die Selbstorganisation von Felix und seine Regulierung von Affekten auf signifikante Weise verändert?

- Da die Entwicklung des Selbst ein interpersonalen Prozess ist, war der therapeutische Gefährte als Objekt für Felix notwendig um überhaupt Interaktionen in seiner Innenwelt zu ermöglichen.
- Voraussetzung für eine funktionierende Interaktion war eine spielerische Einstellung des therapeutischen Gefährten (Als-ob-Modus).
- Es gab Ängste und innere Spannungen bei Felix, die von dem therapeutischen Gefährten erkannt werden mussten und durch gelungenes Containment gelindert, beziehungsweise modifiziert werden konnten.
- Durch gelungenes Containment wurde es Felix möglich die Bedeutung seiner eigenen Gefühle zu erkennen.
- Das hatte die Konsequenz, dass Widerstände seines psychischen Funktionsmodus von ihm selbst besser verstanden werden konnten.
- Dadurch wurde es im Laufe der Zeit möglich, diversen Hemmungen des psychischen Funktionierens entgegenzutreten und eine tatsächliche Veränderung der Selbstorganisation zu beobachten (Selbstregulierung erfolgt, wenn das Selbst das Objekt der Regulierung ist).
- Das Erfahren von Containment hatte nicht nur die Fähigkeit von Felix gefördert, sich selbst zu verstehen, sondern auch die Fähigkeit und Bereitschaft, andere zu verstehen und über das Erleben anderer nachzudenken (was wiederum zu einer Veränderung seiner Selbstorganisation geführt hat).
- Eine entsprechende und funktionierende Markierung von Emotionsspiegelungen war situationsbedingt oft schwierig. Aufgrund fehlender Betreuung konnte bei Felix eine sehr eingeschränkte Differenzierungsfähigkeit beobachtet werden.
- Wenn eine gespiegelte markierte Emotion jedoch erkannt wurde, kann davon ausgegangen werden, dass Felix sein Repertoire an unterschiedlichen Versionen verschiedener Gefühlsausdrücke erweitern konnte.
- Diese neue Fähigkeit der Differenzierungsmöglichkeit ermöglichte es Felix, verschiedene Emotionsausdrücke bei sich selbst und bei anderen erkennen und verstehen zu lernen (was wiederum zu einer Veränderung seiner Selbstorganisation geführt hat).

- In der zweijährigen Betreuung durch den therapeutischen Gefährten ist es Felix gelungen, seine Selbstorganisation zu modifizieren und die Regulierung seiner Affekte auf signifikante Weise zu verändern.

6. Conclusio

Dieser Analyseprozess ist in Theoriekonzepten abgestützt, die in aktuellen psychoanalytischen und entwicklungspädagogischen Diskussionsformationen eingelassen sind und eine Theorieentwicklung kennzeichnen, die sich um ein Aufbrechen alter Theoriebestände und sich um eine methodisch paradigmatische Weiterentwicklung ihrer Denkansätze bemühen.

Eine auf diese aktuelle Theorieentwicklung rückgreifende Analyse soll dazu beitragen signifikante Profile psycho- und beziehungs-dynamischer Prozesse zu erarbeiten. Aus einem Vergleich dieser Profile ist zu erwarten, so eine der Thesen dieser Arbeit, dass Einsichten in basale Entwicklungsdynamiken zu gewinnen sind. Insofern als sie diesen Weg über detaillierte, dokumentierte Protokolle von kindlicher und jugendlicher Entwicklung anlegen, gehören sie zu einer Gruppe neuerer Forschungsansätze, die sich um alternative, methodisch relevante Forschungsformen bemühen, die sich an „aus Geschichten lernenden“ Ansätzen, dem Narrativen in biographischen Zugängen orientieren.

Wenn Datler einen der früheren Beiträge dazu beispielsweise „Sie sind wie Novellen zu lesen“ (Datler 2004) betitelt, umreißt er damit das theoretische Terrain das zur Überlegung ansteht: nämlich wie kann man sich dynamischen Entwicklungs- und Beziehungsprozessen wissenschaftlich nähern und zu Ergebnissen kommen, die bestehende Theorien und die Sicht auf Entwicklung zu differenzieren erlauben?

Dieser Ansatz ist als ergänzender Zugang im Verstehen von individueller Dynamik von Aufbruch und Umbruch in Entwicklungen geplant zu verstehen und nicht als „Ersatz für kategoriale psychoanalytische Analysen sowie hermeneutisch begründete Forschung und Praxis“ (Reinke 2003, S. 26), wie Ellen Reinke die theoretischen Beiträge Peter Fonagys gewichtet, gedacht hat.

Im Zusammenhang mit den beschriebenen drei Themenfeldern wurden verschiedenste Problemlagen dargestellt und diese anschließend zu Problemprofilen

zusammengefasst. Anhand der Protokolle konnten die überaus hohen Übereinstimmungen zwischen den unterschiedlichen Problemlagen in Bezug auf die angeführten Theoriethemata herausgearbeitet werden.

Abschließend müssen die formulierten Leitfragen zur Disposition stehen und daher folgende Fragen diskutiert werden:

- Gibt es tatsächlich signifikante Problemprofile?
- Wenn ja, welche Konsequenzen können aus den gewonnenen Erkenntnissen gezogen werden?
- Können anhand der entstandenen Problemprofile bestimmte Entwicklungsfortschritte erkannt werden?

6.1. Gibt es signifikante Problemprofile?

6.1.1. Problemprofil: „Übergangsobjekte und Übergangsräume“

Im Kapitel „Zusammenfassung und Analyse zum Problemprofil: Übergangsobjekte und Übergangsräume“ (Kapitel 3.8.) wurden vier unterschiedliche thematische Problemexemplare (das Rauchen, das Essen, das Spiel und der kreative Umgang mit Problemsituationen) zu einem Problemprofil zusammengefasst.

Im engeren Sinne und somit als besonders bedeutsam und bezeichnend können vier Charakteristika ausgewiesen werden:

- Felix war nur dann in der Lage Übergangsräume zu nutzen, wenn er zusammen mit seinem therapeutischen Gefährten Spielräume aufbauen konnte, die von der tatsächlichen Realität unberührt geblieben sind. Nur in solchen geschützten Räumen war es Felix möglich zu entspannen beziehungsweise ausreichend Vertrauen in seinen therapeutischen Gefährten aufzubauen. Das hatte zur Folge, dass er viele seiner Handlungen in eigenständiger Freiheit setzen konnte und somit „sich in einem unintegrierten Zustand“ (Habermas 1999, S. 354) befunden hat, der es zulässt, über die eigenen Handlungen und Äußerungen zu staunen und sich auf diese Art und Weise kreativ zu entfalten und in weiterer Folge dann auch die neuen erlebten

Momente und Gefühle sich dann wiederum Schritt für Schritt anzueignen, also eine „reflexive Aneignung des unintegriert Produzierten.“ (Habermas 1999, S. 354)

Anhand der Protokolle ist es gut nach zu vollziehen, dass es im Laufe der therapeutischen Begleitung möglich wurde, intermediäre Räume immer besser zu nutzen und somit auch Impulse, Wahrnehmungen und Konflikte als zugehörig zum eigenen Selbst zu akzeptieren (siehe 45. Treffen: selbstironisches Reden; beziehungsweise 34., 35. und 38. Treffen: der kreative Umgang mit Problemsituationen) und dadurch eine modifizierte Selbstkonzeption zu generieren, als auch Identitätsbildung zu ermöglichen.

- Übergangsobjekte und Übergangsräume konnten nur dann von Felix genutzt werden, wenn eine „good enough environment“ generiert werden konnte. Die ausreichend gute Umwelt war für Felix schon deshalb in vielen Situationen während der therapeutischen Begleitung vorhanden, weil durch den therapeutischen Gefährten eine stabile Personenrepräsentanz gegeben war. „Übergangsobjekte, Spielen und alle weiteren Aktivitäten im Spielraum setzen ein Urvertrauen, eine grundlegende Zuversicht, eine stabile Personenrepräsentanz voraus und helfen zugleich, so Winnicott, eine solche erstmals zu errichten.“ (Habermas 1999, S. 353)

Demnach können Felix Erfahrung einer stabilen Personenrepräsentanz im therapeutischen Gefährten als Hilfe verstanden werden, um auch in Zukunft weitere stabile Personenrepräsentanzen für sich generieren zu können.

- Spielen ohne Vertrauen ist nicht möglich, und zwar Vertrauen in die Haltbarkeit der spielerischen Illusion und das impliziert gleichzeitig ein Vertrauen in die Umwelt, also ein Vertrauen in die Verlässlichkeit der Bezugspersonen, die das Kind nicht verlassen oder hintergehen. (Vgl. Habermas 1999, S. 353)

Auch Felix konnte im Verlauf der therapeutischen Begleitung immer mehr Vertrauen entwickeln; einerseits durch die äußerst stabile Beziehung zu seinem therapeutischen Gefährten, andererseits durch verschiedene Erlebnisse, in denen eine „good enough environment“, eine Haltbarkeit der spielerischen Illusion (siehe 35., 36., 38. Treffen) nicht zerstört wurde.

- In vielen Situationen war es Felix zusammen mit dem therapeutischen Gefährten möglich, sich an schöne und traurige Ereignisse zu erinnern, neue selbstreflexive Selbstkonzeptionen zu generieren und nicht zuletzt verschiedene Formen des Bindungsverhaltens nachzuspielen oder auszuprobieren.

Im Kapitel „Kann der therapeutische Gefährte als Übergangsobjekt gesehen werden?“ (Kapitel 3.6) wurde der Versuch unternommen den therapeutischen Gefährten selbst als ein Übergangsobjekt von Felix auszuweisen.

Damit soll als letztes signifikantes Merkmal des Problemprofils: „Übergangsobjekte und Übergangsräume“ noch einmal die Behauptung wiederholt werden, dass der therapeutische Gefährte selbst zu einem Übergangsobjekt für Felix werden konnte, beziehungsweise in manchen Situationen als personifiziertes persönliches Objekt ausgewählt wurde.

6.1.2. Problemprofil: „Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in der Arbeit der therapeutischen Begleitung“

Die Auswahl der zu untersuchenden Gegenwartsmomente während der therapeutischen Begleitung wurde in Anlehnung an Daniel Sterns „Klinische Perspektiven des Gegenwartsmoments“ (Stern 2005, S. 144 ff.) getroffen. Somit wurden „der Prozess des Vorangehens“ (Stern 2005, S. 144 ff.), „die Verflechtung von Impliziten und Expliziten“ (Stern 2005, S. 193 ff.) und schließlich „die Vergangenheit und der Gegenwartsmoment“ (Stern 2005, S. 201 ff.) gleichzeitig als Problemlagen angenommen, weil davon auszugehen war, dass auf diese Weise potentielle Veränderungen in der therapeutischen Begleitung bestmöglich nachvollzogen und nachgezeichnet werden konnten. Die Implikationen, die sich aus diesen drei Problemlagen ergaben, stellen daher auch die signifikanten Parameter dieses Problemprofils dar.

- Der „Prozess des Vorangehens“ war die signifikante Form des Miteinanders von Felix mit seinem therapeutischen Gefährten. Bedeutsam dabei war die Dynamik die durch diesen Prozess entstehen konnte. In Anlehnung an Stern (Vgl. Stern 2005, S. 157 ff.) gibt es demnach drei große intersubjektive Motive,

die die therapeutische Begleitung vorantreiben: 1. Intersubjektive Orientierung, um erkennen zu können, wo man sich selbst im intersubjektiven Feld befindet. 2. Das Erleben muss geteilt werden, um von seinem gegenüber erkannt und schließlich gekannt zu werden. 3. Das Ziel in einer therapeutischen Begleitung besteht darin, das eigene Selbst durch intersubjektive Prozesse zu definieren beziehungsweise neu zu definieren. Dadurch kann die eigene Identität im fortlaufenden Prozess umgebildet als auch neu konsolidiert werden. Eben diese drei Motive wurden bei der therapeutischen Begleitung von Felix erkannt und anhand der Protokolle nachgewiesen.

- Bezeichnend für den intersubjektiven Prozess zwischen Felix und seinem therapeutischen Gefährten war der Umstand, dass des Öfteren neuartige, unerwartete, problematische oder konfliktreiche Situationen zu bewältigen waren. Durch Narration ist es Felix immer wieder gelungen Bilder, Gefühle oder Intuitionen aus seinem impliziten Empfinden in einen verbalen expliziten Bereich zu übertragen. Gleichzeitig war es aber auch von großer Bedeutung, wie der therapeutische Begleiter diese Erzählungen wieder in Bilder, Gefühle und Intuitionen übersetzen konnte. Diese „Verflechtung von Impliziten und Expliziten“ (Stern 2005, S. 193 ff.) war schon deshalb von großer Bedeutung, weil dadurch die komplexe Interdependenz von erzählten Geschichten und implizitem affektiven Erleben eine besondere Gewichtung erlangen konnte.
- Daniel Stern behauptet, dass vergangene Erlebnisse in das Gegenwartserleben eingearbeitet werden müssen; denn wäre das nicht der Fall, so würde die Vergangenheit im gegenwärtigen Leben keine Rolle spielen und somit würde es auch „keinen psychischen Determinismus und keine Psychodynamik“ (Stern 2005, S. 202) geben. Dieser Umstand ist für eine therapeutische Begleitung von hoher Bedeutung, da sonst das Zusammensein von Felix mit seinem therapeutischen Gefährten keine relevanten Fortschritte mit sich gebracht hätte. Stern geht noch einen Schritt weiter, wenn er postuliert, dass das Gegenwartserleben das Potential besitzen muss, „die Vergangenheit zu beeinflussen, indem es ihren Einfluss reduziert, neuerlich auswählt, welche Vergangenheitselemente den wichtigsten Einfluss ausüben werden, oder indem es die Vergangenheit einfach verändert.“ (Stern 2005,

S. 202) Anhand der Protokolle wurde dargestellt, welchen Einfluss die zwei Jahre dauernde therapeutische Begleitung auf das gegenwärtige Erleben von Felix hatten. Das hatte zum einen den Vorteil, dass spezifische Situationen durch die Protokolle dokumentiert wurden und daher auch eine bessere Nachvollziehbarkeit gegeben war. Darüber hinaus konnte davon ausgegangen werden, dass ohnehin auch sehr frühe Erfahrungsfragmente von Felix in diesen Begegnungsmomenten beinhaltet waren und nicht zuletzt war es ja auch Ziel dieser Arbeit Entwicklungsprozesse während einer therapeutischen Begleitung nachzuzeichnen, beziehungsweise die Psychodynamik von Felix besser verstehen zu lernen.

6.1.3. Problemprofil: „Containment und Mentalisierung“

Die jeweiligen besprochenen Problemlagen zeigten in sehr beeindruckender Weise, dass Felix im Umgang mit anderen Personen immer wieder, in für ihn sehr schwierige Situationen geraten ist. Diese interpersonalen Schwierigkeiten erzeugten bei Felix einen hohen Leidensdruck, den er zusammen mit seinem therapeutischen Gefährten lindern wollte. Da dieser Wille zur Mentalisierung, also die Fähigkeit zu erlangen, verschiedene Verhaltensmodi unter dem Blickwinkel psychischer Zustände zu begreifen, so signifikant stark vorhanden war (auch wenn dieser Wille unbewusst geblieben ist), wurde es im Laufe der therapeutischen Begleitung auch möglich, dass Felix seine Organisation des Selbst, als auch seine Affektregulierung sehr positiv modifizieren konnte.

Bedeutsam war daher:

- Felix brauchte jemanden, durch den er seine Wünsche, Phantasien und Ideen repräsentiert sehen konnte – dieser Andere war sein therapeutischer Gefährte. Durch diese Konstellation wurde es Felix möglich, seinen eigenen inneren Zustand, mit der Wahrnehmung dieses Zustandes außerhalb seiner selbst zu verbinden und dadurch eine Repräsentation dieses inneren Zustandes bei sich selbst zu determinieren.

- Einem psychoanalytischen Verständnis nach wurde der therapeutische Gefährte von Felix als Objekt internalisiert, das im Stande war, seine ursprünglichen Ängste zu ertragen und diese auch gleichzeitig so zu transformieren, damit sie neue und ungefährliche Bedeutung erlangen konnten, im Sinne eines klassischen Containments.
- Sehr oft ist der therapeutische Gefährte auf Widerstände und Abwehr bei Felix gestoßen. Mit der Zeit konnten problematische „psychische Funktionsmodi“ (Fonagy 2006, S. 365) von dem therapeutischen Gefährten besser und klarer verstanden werden. Durch „Anwendung“ von Containment, Als-ob-Spielen und markierten Affektspiegelungen konnte sich Felix neue Repräsentationen aneignen beziehungsweise aufbauen. Das hat dazu beigetragen, dass Situationen, die in Felix hohen Leidensdruck erzeugt haben, von ihm besser und leichter reguliert werden konnten.

6.2. Welche Konsequenzen können aus den gewonnenen Erkenntnissen gezogen werden?

6.2.1. Konsequenzen zum Thema „Übergangsobjekte und Übergangsräume“

Durch die Etablierung einer stabilen Personenrepräsentanz, beziehungsweise durch das Vertrauen in die Haltbarkeit der Beziehung zum therapeutischen Gefährten, konnte in der therapeutischen Begleitung eine „ausreichend gute Umwelt“ generiert werden. Dadurch wurde es möglich, von der Realität unberührte (Spiel-)Räume zu aktivieren und zu gestalten, die Felix dabei geholfen haben, sich gefahrlos auszuprobieren, Grenzen und Möglichkeiten auszuloten und auf diese Weise „innere und äußere Realität voneinander getrennt und doch in wechselseitiger Verbindung zu halten.“ (Winnicott 1979, S. 11)

Aus diesen Erkenntnissen können zumindest zwei wichtige Konsequenzen, für die therapeutische Begleitung mit Felix, gezogen werden:

1. Das Generieren von Vertrauen war ein entscheidender Parameter in der therapeutischen Begleitung mit Felix.

Folgerichtig kann davon ausgegangen werden, dass es ohne das Vertrauen in die Haltbarkeit der Beziehung zu dem therapeutischen Gefährten nicht möglich gewesen wäre, im Prozess der therapeutischen Begleitung, eine „ausreichend gute Umwelt“ zu etablieren.

2. Die entstandenen Spielräume konnten von Felix benutzt werden, um über seine eigenen Handlungen und Äußerungen zu staunen und sich auf diese Art und Weise kreativ zu entfalten und in weiterer Folge sich die neuen erlebten Momente und Gefühle Schritt für Schritt anzueignen, also eine „reflexive Aneignung des unintegriert Produzierten.“ (Habermas 1999, S. 354)

Folgerichtig kann davon ausgegangen werden, dass rigide Konzepte zur Gestaltung von Gemeinsamkeiten in den Treffen zwischen Felix und seinem therapeutischen Gefährten daher kontraproduktiv gewesen wären und Felix Entwicklung eher eingeschränkt hätten.

6.2.2. Konsequenzen zum Thema „Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in der Arbeit der therapeutischen Begleitung“

Durch die Dynamik, die im „Prozess des Vorangehens“ entstehen konnte, wurde es möglich, intersubjektive Orientierung zu schaffen und das intersubjektive Feld zwischen Felix und seinem therapeutischen Gefährten stets zu erweitern. Die dadurch entstandenen, neuen Beziehungserfahrungen konnten von Felix in beeindruckender Form in sein Alltagsleben integriert werden.

Aus diesen Erkenntnissen können zumindest drei wichtige Konsequenzen, für die therapeutische Begleitung mit Felix, gezogen werden:

1. Intersubjektive Orientierung konnte trotz diverser Schwierigkeiten immer wieder hergestellt werden, beziehungsweise konnte das intersubjektive Feld zwischen Felix und seinem therapeutischen Gefährten stets erweitert werden. Wäre das nicht der Fall gewesen, so hätte dies zur Folge, dass sich das implizite Beziehungswissen von Felix nicht so erweitern hätte können, dass er

seine neuen Beziehungserfahrungen auch mit anderen Menschen hätte teilen können.

2. Das Miteinander von Felix mit seinem therapeutischen Gefährten im „Hier und Jetzt“ stand stets im Mittelpunkt eines jeden Treffens.

Wäre eine Verknüpfung von vergangenen Erlebnissen, beziehungsweise von zukünftigen Perspektiven mit der Gegenwart nicht umgesetzt worden, so hätte das die Konsequenz gehabt, dass Felix seine Probleme nicht in einen brauchbaren Kontext setzen hätte können, was wiederum zu weiterer Desorientierung geführt hätte.

3. Und in Anknüpfung zu Punkt 2: Das Gegenwartserleben mit dem therapeutischen Gefährten hatte für Felix das Potential, seine „funktionale Vergangenheit“ so zu verändern, dass es ihm möglich wurde, auch die Beendigung der therapeutischen Begleitung zu akzeptieren. In verschiedenen Gegenwartsmomenten konnte diese „funktionale Vergangenheit“ immer wieder so neu gestaltet werden, dass das Gegenwartserleben zumindest weniger belastend, beziehungsweise weniger leidvoll erlebt werden musste.

Wäre es Felix nicht möglich gewesen, eine neue, subjektive Haltung zu dem Thema „Trennung“ zu generieren, so hätten sich gleichzeitig ähnliche alte und leidvolle Erfahrungen nicht schlagartig zu einer neuen Erfahrung modifizieren können, was wiederum traumatische Implikationen mit sich bringen hätte können.

6.2.3. Konsequenzen zum Thema: „Containment und Mentalisierung“

Durch Hilfe von gelungenem Containment, Als-ob-Spielen und markierten Affektspiegelungen konnten während der therapeutischen Begleitung verschiedene Konflikte von Felix noch einmal reflexiv durchdacht werden und durch subjektiv neue Erfahrungen modifiziert werden. Diese neuen Repräsentanzen und neuen Strukturen veranlassten Felix dazu, in einigen Situationen eine „mentalisierte psychische Realität“ aufzubauen und diese auch zu nutzen.

Aus diesen Erkenntnissen können zumindest drei wichtige Konsequenzen, für die therapeutische Begleitung mit Felix, gezogen werden:

1. Wenn im Rahmen der therapeutischen Begleitung eine durch den therapeutischen Gefährten gespiegelte markierte Emotion von Felix erkannt werden konnte, wurde es ihm möglich, sein Repertoire an unterschiedlichen Versionen verschiedener Gefühlsausdrücke zu erweitern. Diese neue Fähigkeit zur Differenzierungsmöglichkeit öffnete es Felix, verschiedene Emotionsausdrücke bei sich selbst und bei anderen erkennen und verstehen zu lernen.

Da bei Felix, aufgrund fehlender Betreuung in seiner Wohngemeinschaft, eine sehr eingeschränkte Differenzierungsfähigkeit zu beobachten war, wäre diese Veränderung seiner Selbstorganisation ohne therapeutische Begleitung sehr unwahrscheinlich gewesen.

2. Das Erfahren von Containment hatte nicht nur die Fähigkeit von Felix gefördert, sich selbst zu verstehen, sondern auch die Fähigkeit und Bereitschaft, andere zu verstehen und über das Erleben anderer nachzudenken.

Wäre das Containment nicht erfolgreich gewesen, könnte man folglich davon ausgehen, dass bestehende Konflikte bei Felix nicht modifiziert, sondern weiterhin abgewehrt worden wären.

3. Da die Entwicklung des Selbst ein interpersonaler Prozess ist, war der therapeutische Gefährte als Objekt für Felix folglich notwendig, um überhaupt Interaktionen in seiner Innenwelt zu ermöglichen.

6.3. Können anhand der entstandenen Problemprofile bestimmte Entwicklungsfortschritte erkannt werden?

Ein Ziel des Projekts „therapeutische Begleitung“ war es, dass Felix, der aus einem sozial und emotional verarmten Umfeld stammt, Verlässlichkeit, Stabilität, Wertschätzung und „echtes“ Interesse in der Interaktion mit seinem Gefährten erfährt. Darüber hinaus war es auch von großem Interesse, dass durch das Zusammensein mit einer beziehungsstiftenden und verlässlichen Bezugsperson Mentalisierungsprozesse gefördert werden können und Ich-Strukturen differenziert werden. (Vgl. Schaukal-Kappus 2004, S. 54)

Anhand des Problemprofils: „Übergangsobjekte und Übergangsräume“

- ist es gut nach zu vollziehen, dass es Felix im Laufe der therapeutischen Begleitung möglich wurde, intermediäre Räume immer besser zu etablieren beziehungsweise zu nutzen und somit auch Impulse, Wahrnehmungen und Konflikte als zugehörig zum eigenen Selbst zu akzeptieren (siehe 45. Treffen: selbstironisches Reden; beziehungsweise 34., 35., 38. Treffen: der kreative Umgang mit Problemsituationen) und dadurch eine modifizierte Selbstkonzeption zu generieren, als auch Identitätsbildung zu ermöglichen.
- konnte bewiesen werden, dass Felix eine neue Erfahrung einer stabilen Personenrepräsentanz für sich entwickeln konnte (also stabile Repräsentanzen eines Selbst und des Anderen). Das kann als Hilfe verstanden werden, um auch in Zukunft weitere stabile Personenrepräsentanzen für sich in Anspruch nehmen zu können.

Anhand des Problemprofils: Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in der Arbeit der therapeutischen Begleitung

- konnte belegt werden, dass zumindest ein Ziel einer therapeutischen Begleitung darin besteht, die eigene Arbeit dadurch zu unterstützen, indem das eigene Selbst durch intersubjektive Prozesse definiert beziehungsweise neu definiert wird. Durch solche beschriebenen Prozesse wurde es Felix möglich, die eigene Identität im Rahmen der therapeutischen Begleitung umzubilden, als auch neu zu stärken und zu festigen.
- konnte aufgezeigt werden, dass es Felix im Laufe der therapeutischen Begleitung möglich wurde, mit seinem therapeutischen Gefährten „erzählte und gelebte Geschichten“ miteinander zu teilen, beziehungsweise auch zusammen zu produzieren. Dadurch veränderte sich der Kontakt zwischen den beiden, was wiederum großen Einfluss auf Felix Beziehungs- und Bindungserfahrung hatte und die grundsätzliche Möglichkeit aufzeigt, diese Erfahrung als Grundmuster zu integrieren und auf andere Beziehungsvorgänge zu übertragen. Das kann als ein Entwicklungsfortschritt von Felix verstanden werden.

- wurde deutlich, dass Felix, zusammen mit seinem therapeutischen Gefährten, in der Lage war, in verschiedenen Gegenwartsmomenten seine „funktionale Vergangenheit“ immer wieder so neu zu gestalten, dass das Gegenwartserleben von ihm weniger belastend, beziehungsweise weniger leidvoll erlebt werden musste. Dieser Umstand impliziert in soweit einen Entwicklungsfortschritt, indem zumindest entwicklungshemmende Faktoren reduziert werden konnten.

Anhand des Problemprofils: Containment und Mentalisierung

- konnte gezeigt werden, dass Felix dazu in der Lage war, im Rahmen der therapeutischen Begleitung, alte innere Repräsentationen zu modifizieren, beziehungsweise sich neue Repräsentationen anzueignen. Der therapeutische Gefährte konnte mit Hilfe von Containment, Als-ob-Spielen und markierten Affektspiegelungen dazu beigetragen, dass bei Felix eine größere Fähigkeit zur Differenzierungsmöglichkeit entstehen konnte, die es Felix ermöglichte, verschiedene Emotionsausdrücke bei sich selbst und bei anderen erkennen und verstehen zu lernen. Erlebnisse, die früher in Felix hohen Leidensdruck erzeugt haben, wurden dadurch von ihm besser und leichter verstanden. Durch diese neue Form von Antizipation konnte Felix auch neue schwierige oder problematische Situationen besser und leichter selbst regulieren. Die Fähigkeit zu mentalisieren stellt einen enormen Entwicklungsfortschritt dar.
- ist es gut nach zu vollziehen, dass Felix durch seine zunehmende Reflexionsfähigkeit eine Art inneres Kontroll- und Regulierungssystem etablieren konnte. Seine neue Art zu denken und zu agieren hatte großen Einfluss auf seine Organisation des Selbst. (Auch wenn davon auszugehen ist, dass die Reflexionsfähigkeit als Fertigkeit, je nach kontextueller Unterstützung und abhängig von emotionalen Zuständen, mehr oder weniger effizient operieren wird. (Vgl. Fonagy 2004, S. 68 f.))

7. Literaturverzeichnis

- Aichhorn 2005
August Aichhorn: Verwahrloste Jugend. Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung. Bern. Verlag Hans Huber 2005. 11. Auflage.
- Bergmann 2001
Anni Bergmann: Die Anwendung der Erkenntnisse aus der Mutter-Kind-Beobachtung in der Therapie von Volksschulkindern. In: Brainin E. (Hrsg): Kinderpsychotherapie. Symposium „50 Jahre Institute für Erziehungshilfe“. Wien. Literas Universitätsverlag 2001.
- Brunner 1997
Jerome Brunner: Sinn, Kultur und Ich – Identität. Heidelberg. Carl Auer Systeme Verlag 1997. 1. Auflage.
- Datler 2003
Wilfried Datler: Ist Bindungstheorie von psychoanalytischer Relevanz? In: Finger-Trescher, Urte, Krebs, Heinz: Bindungsstörungen und Entwicklungschancen. Gießen. Psychosozial-Verlag 2003.
- Datler 2004
Wilfried Datler: Sie sind wie Novellen zu lesen.... Zur Bedeutung von Falldarstellungen in der psychoanalytischen Pädagogik. Gießen. Psychosozial-Verlag 2004.
- Ekstein 1973
Rudolf Ekstein: Der Einfluß der Psychoanalyse auf Erziehung und Unterricht. In: Ammon, Gisela: Psychoanalytische Pädagogik. Hamburg. Hoffmann und Campe Verlag 1973.
- Ekstein 1994
Rudolf Ekstein: Über den Lebenslauf von Übergangsobjekten. In: Jörg Wiese: Rudolf Ekstein und die Psychoanalyse. Göttingen, Zürich. Vandenhoeck und Ruprecht 1994.
- Evans 2002
Dylan Evans: Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse. Wien. Turia + Kant 2002. 1. Auflage.
- Fonagy 2003
Peter Fonagy: Bindungstheorie und Psychoanalyse. Stuttgart. Klett Cotta 2003.
- Fonagy 2004
Peter Fonagy, Mary Target, György Gergely, Elliot Jurist: Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Stuttgart. Klett Cotta 2004.

- Fonagy 2006
Peter Fonagy, Mary Target: Psychoanalyse und die Psychopathologie der Entwicklung. Stuttgart. Klett Cotta 2006.
- Garlichs ,Leuzinger-Bohleber 1999
Ariane Garlichs, Marianne Leuzinger-Bohleber: Identität und Entwicklung. Die Entwicklung von Beziehungen in Familie, Schule und Gesellschaft. Weinheim, München. Juventa Verlag 1999.
- Habermas 1999
Tilman Habermas: Geliebte Objekte – Symbole und Instrumente der Identitätsbildung. Frankfurt am Main. Suhrkamp – Taschenbuch Wissenschaft 1999. 1. Auflage.
- Mertens 1997
Wolfgang Mertens: Psychoanalyse – Geschichte und Methoden. München. C.H. Beck oHG 1997. 3. Auflage.
- Reinke 2003
Ellen Reinke: Reflexive Kompetenz. In: Peter Fonagy, Mary Target: Frühe Bindung und psychische Entwicklung. Beiträge aus Psychoanalyse und Bindungsforschung. Gießen. Psychosozial-Verlag 2003
- Schaukal-Kappus 2004
Helga Schaukal-Kappus: Lehr-Lern-Forschungsprojekt „Therapeutischer Begleiter“. In: Fachbereich Grundschulpädagogik der Universität Kassel (Hrsg.). Tagungsübersicht. Kassel. Eigenverlag 2004.
- Seiffge-Krenke 2007
Inge Seiffge-Krenke: Psychoanalytische und tiefenpsychologisch fundierte Therapie mit Jugendlichen. Stuttgart. Klett Cotta 2007.
- Stern 2005
D. N. Stern: Der Gegenwartsmoment. Frankfurt am Main. Brandes und Apsel Verlag GmbH 2005. 1. Auflage.
- Stumm 2000
Gerhard Stumm, Alfred Pritz (Hrsg.): Wörterbuch der Psychotherapie. Wien. Springer Verlag, gedruckt in Laibach Slowenien 2000.
- Winnicott 1979
Donald Woods Winnicott: Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart: Klett-Cotta 1979/2002.
- Winnicott 1983
Donald Woods Winnicott: Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse. Hamburg. Fischer Taschenbuch 1983.
- Winnicott 1984
Donald Woods Winnicott: Familie und individuelle Entwicklung. Frankfurt am Main. Fischer Taschenbuch 1984.

Lebenslauf

Persönliche Daten:

Name:	Michael Klenovsky
Geburtsdatum:	06. November 1974
Geburtsort:	Wien
Staatsbürgerschaft:	Österreich
Eltern:	Elisabeth und Georg Klenovsky
Geschwister:	Georg Klenovsky (Jg. 1968)
Familienstand:	ledig

Schul Ausbildung:

1981 – 1985:	Volksschule Purkersdorf (Niederösterreich)
1985 – 1993:	Gymnasium Sacre Coeur Pressbaum (Niederösterreich)
1994 – 1997:	Studium der Biologie, abgebrochen
seit Okt. 2002:	Studium der Pädagogik an der Universität Wien

fachspezifische Tätigkeiten:

seit März 2008:	Tutorenstelle in der Bibliothek der Arbeitsgruppe „Sonderheilpädagogik“ der Universität Wien
2006 – 2008:	Teilnahme am Projekt „Therapeutischer Begleiter“
1996 – 2007	Snowboardlehrer in Schischulen und bei Wintersportwochen von versch. Schulen

diverse Berufe:

seit 1993:	Kellner und Koch im Restaurant Nikodemus, Purkersdorf
seit 2002:	Betreiber eines italienischen Delikatessen Geschäfts und Catering - Unternehmens